

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Brieftrau	171
Berufspsychofen. Von Willy Hellpach	179
Reimarbeit. Von Helene Simon	189
Raus arischer Kergschichte. Von Willy Faßer	192
Schiller und Kette. Von Wilhelm Fode	197
Gauglücklicht. Von Labou	203
Strafernotizen	206

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Reichstraße 10.

1906.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse

Wein - Restaurant

Déjeuner à M. 2,-, Diners, Soupers
von M. 3,- an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

Bier - Restaurant

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Fritz Otto.

Dr. med. A. Smith'sche

Ambulatorien für Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66

Potsdamerstr. 52.

Köln 21

Deutsch. Ring 15.

Bad Nauheim

Briefadr.: Postf. 27.

Ambulat. Nauheim geöfnt. April — Okt. im Hause von Dr. Hofmann's Kuranstalt.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung.

Ausführliches im Prospekt (frei).

Restaurant

Hotel „Der Kaiserhof“

Täglich Tafelmusik 7—12 abends.

Eingang Haupt-Portal

Nach dem Urteil bedeutender
medizin. Autoritäten ist

Namedy

Sprudel

das beste Mineralwasser

für Diabetiker.



Berlin, den 3. Februar 1906.

Algesiras.

Der Aufenthalt ist durchaus nicht so übel, wie wir erwartet hatten. Landschaftlich ja sogar, was der Berliner tadellos nennt. An kalten Tagen vermisst man herein die Wohlthat heißbarer Zimmer; wohnt sonst aber leidlich. Wenn die Seewassertemperatur das Baden erlaubt, bliebe unserem äußeren Menschen nicht viel zu wünschen. Ich habe, außer dem neuen Heykingbuch und den Sources inédites de l'histoire du Maroc (vom Oberstleutnant De Castries; reicht einstweilen aber nur bis an die Schwelle des siebenzehnten Jahrhunderts), ein paar Bändchen Bismarck mitgenommen und, wie alten Xeres, wieder die biarritzer Briefe geschlürft. „Jedes Fenster mit Balkon und Vorhang, jeder Balkon mit schwarzen Augen und Mantillen, Schönheit und Schmutz; auf dem Markte Trommler und Pfeifer und einige Hundert Weiber, alt und jung, die unter sich Gandango tanzten, während die Männer, rauchend und drapiert, zusahen. Man badet in durchsichtig klarem Wasser, so schwer und salzig, daß man von selber obenaufschwimmt. Die Frauen der mittleren und unteren Stände sind auffallend hübsch, mitunter schön; die Männer mürrisch und unhöflich. Und die Bequemlichkeiten des Lebens, an die wir in civilisirten Ländern gewöhnt sind, fehlen. Ich mag in dieser Hinsicht lieber in Rußland reisen als in Spanien.“ (Ganz so schlimm ist's nach vierundvierzig Jahren nicht mehr; die „Prellerei in den Gasthöfen“ ist geblieben, die „Schweinerie auf gewissen unentbehrlichen Einrichtungen“ aber so ziemlich beseitigt; wie überall, wo Engländer den Pionierdienst besorgt haben. Morgens, mittags, abends secundum ordinem englische Mahlzeiten; mit besonderer Vorliebe für Tomaten, die ich nun schon in jeglicher Zubereitung kenne.) „Die Spanierinnen sind hübsche Kinder der Bildniß, mit schlechten Manieren und viel Hang zu

Buß und Glitter. Vom Morgen bis zum Abend mit aufgesteckten Kleidern, glockenartigen Reifröcken und baekischen Hüten; Alles in den bunten Farben, die der Regenbogen liefert: benähtes Weiß mit Scharlach, Violett, Schwarz und Lila; viel Fächer- und Augenspiel, tiefe Stimmen und dreistes Wesen, wie weibliche Stierfechter.“ Das kann man hier im Süden noch jetzt manchmal haben. Muß es aber schon suchen; denn was irgend auf sich hält, hat sich gehörig europäisirt. Im Ganzen, wie gesagt, recht erträglich. Sämmtliche jungen Beine von den Briten fürs Golfspiel eingefangen. Wir Aelteren von zwei Musikwomen getröstet. Wenn man in solchem nach, wie es scheint, ewigen Gesetzen der Schönheit möblirten Drawing-Room sitzt und Schubert oder Chopin hört, weiß man bald nicht mehr, ob man in Suffer oder in Tschili, neben der Cheopspyramide oder drei Schritte von der Herkulessäule haust. Tritt man heraus, dann erinnert Einen freilich der von allen Seiten sich neigende und beugende Respekt daran, daß man die Ehre hat, Mitglied der hochwohlloblichen Konferenz zu sein. Zu unserem Heil wird der devote Eifer durch die allgemeine Trägheit gedämpft. Die kühlt sehr angenehm ein; man spürt sie noch durch die Ritzen der dünnen Hotelwände. Selbst das Nitschewo des Russen ist nicht so sorgenlos beruhigend wie das „Morgen“ des Spaniers. Wenn die langweilige Depeschirerei nicht wäre, ließe die Sache sich als Abenteuer nehmen. Nur schade, daß man dazu nicht die Badesaison ausgejucht hat.

Die erleben wir hiervielleicht aber auch noch. Zwei Monarchengeburtstage haben wir schon gefeiert; beeilt sich Alfonso, dann können wir in corpore zu seiner Hochzeit fahren. Das anglo-spanische Syndikat, das uns hergelotst hat, muß wünschen, uns möglichst lange zu halten. Ihr zu Haus ahnt natürlich nicht, warum und wie gerade Algesiras zu der Ehre kam. Wirthschaft, Horatio! Herr Montero Rios, der vorige Ministerpräsident des Knaben Alfonso, ist Großaktionär der Gesellschaft, der das erste Hotel des Städtchens gehört, und sein Nachfolger, Herr Moret, war Syndikus der Finanzkonferten, die hier die Stätte profitlichen Wirkens gefunden haben. Möglich, daß auch der Weingroßhändler und Kafferncirclusbesucher Sanchez Romate, der erst, seit er eine Witib dieses hochklingenden Namens heimgeführt hat, Herzog von Almodovar heißt, in dieser schönen Gegend Geschäftsinteressen hat. Jedenfalls haben die beiden Excellenzen sehr tüchtig operirt. Die Hotelaktien sind schon recht nett gestiegen; und wenn die Geschichte noch lange dauert, kann die Weltreklame aus dem Nest ein Weltbad und aus dem Gibraltarbezirk ein Goldgrübchen machen. Und nach dem bisher gewählten Tempo sieht ja aus, als sollte die Angelegenheit ungemein lange währen. Persönlich habe ich nichts dagegen. Kleine Thierchen belästigen uns einstweilen noch nicht, die Tomatenhäufung ist

der Verdauung förderlich und die Gesellschaft nicht uninteressanter als um diese Zeit in Monte. Cassini erzählt sehr hübsch von Li-Hung-Tschang und von den Eitelkeiten des Herrn Roosevelt (der drüben nicht so ernst genommen wird wie, hélas, bei uns); und sein Zweiter, der Russe aus Tanager, hat seine Ehehälfte mitgebracht, die hier, weil sie als Frau von Kolemine ein Weilchen dem heftigen Großherzog angetraut war, in der ersten Woche als great attraction wirkte. Auch die übrige Menschheit kann sich sehen lassen. Bisconti-Benosta, ami et allié (wessen?), allerdings einigermaßen geschwollen; mit dem schlecht verhehlten Streben, die Bismarckrolle des ehrlichen Maklers zu spielen, für die doch wohl mehr pupillariſche Sicherheit nöthig wäre. Das Ganze aber auf achtbarem Niveau. Das internationale Journalisten-corps, das sich anfangs die Seele aus dem Leib telegraphiren wollte, hat, seit seine ersten Stürme abgeschlagen wurden, eingesehen, daß bei uns nichts zu holen ist, läßt uns links liegen und hält sich an die biederen Mauren, die noch auf den Leim der Interviews kriechen. Und natürlich auch noch viel besser lügen als ein Europäer der höchsten Grade. Diese Orientalen sind überhaupt das Unerfreulichste, was wir hier haben. Hinter der Patriarchenfassade wohnen höllisch geriebene Kerle. Die Einbildung, sie würden sich mit der Rolle begnügen, die „Ritter, Mönche und Volk“ in der Großen Oper zu spielen pflegen, ist schnell verfliegen. Sie wollen nicht Komparſen sein, sondern Hauptacteurs; und lassen uns täglich dreister fühlen, daß wir ihretwegen hier sind.

Sind wirs wirklich, dann sieht die Sache ziemlich böse aus; oder auch operettenhaft: wie man nehmen will. Für uns Mitwirkende eher böse. Deshalb bin ich in meiner Eigenschaft als politisches und ad hoc beamtetes Thier nicht gerade rosenfarbig gelaunt. Von Kriegsfurcht ist nicht die Rede; damit arbeiten nur die Baisfemanager und altmodische Minister, die noch immer glauben, der Gegner lasse sich durch finstere Mienen einschüchtern. Dabei mache ich nicht mit. Herr Névoil weiß ungefähr, was die Glocke geschlagen hat, und Augurenmädchen würden den Zweck verfehlen. Schließlich ist aber auch die Lächerlichkeit keine ganz kleine Gefahr. Und die fängt schon recht deutlich zu drohen an. Wir sind eine hübsche Beile versammelt, aber noch nicht vom Fleck gekommen. Wenigstens nicht in gangbarer Richtung. Zuerst feierliche Verkündung der vier großen Grundsätze: Integrität des Reiches, Souveraineté des Sultans, offene Thür, internationale Ordnung der Finanzen und Submissionen. Das Alles stand seit der pariser Rosenzeit fest; und erinnert bedenklich an die grands principes de 1789. Schon die berühmte Souveraineté des Sultans hat mehrere Haken. Wir nennen den Mann Kaiser; er ist aber nur Häuptling und Repräsentant der Volksreligion und auch unter die-

sen Titeln nur in dem kleinen Gebiete des Maghzen anerkannt. Im größten Theil des Maghreb el Akfa hat er noch weniger zu sagen als der Prätendent Bu Hamara (in dessen Lager, wie hier erzählt wird, der auch in Berlin einst berühmte Seiltänzer Blondin Etwas wie ein Duodeglucanus sein soll). Und wie stellt sich, bei Licht besehen, die Konferenz zu dieser Frage? Nach den Einleitungsceremonien hat sie sich mit der Kriegscontrebande und dem Waffenhandel beschäftigt; weil kein anderer Gegenstand so geruchlos und ungefährlich schien. Lange genug wurden die Vorschläge bebrütet. Und was kam endlich heraus? Die eben erst einstimmig verbürgte Souverainetät des Sultans wurde nicht minder feierlich durchlöchert. Ist Abd ul Aziz unabhängig und souverain, dann gehört das Recht, den Waffenhandel in begrenztem Umfang zuzulassen oder ganz zu verbieten, zu seinen Regalien; zu den essentiellen sogar: denn füglich hat nur der souveraine Vertreter der Staatsmacht zu bestimmen, ob in sein Land Waffen eingeführt und wo sie im Innern verkauft werden dürfen. Redet eine Konferenz ihm drein, dann ist die Souverainetät kein rocher de bronze mehr. Das war der erste Streich. Seitdem haben wir einander nicht mehr so recht ins Weiß der Augen zu blicken gewagt. Je mehr Hörner und Klauen wir dem Reglement zu geben versucht hatten, desto unbrauchbarer wars geworden. Keine klare Antwort auf die Frage, wer die Ausführung zu überwachen hat. (Da begann schon die Sackgasse; weil Keinem ein Vorrecht eingeräumt werden soll, bekommt Keiner ein wirksames Recht.) Der marokkanischen Zollbehörde ist nicht über den Weg zu trauen; und für die Gesandtschaften wäre die Pflicht, den Waffenschmuggel zu hindern, eine bei der Flächengröße und Küstenlänge des Reiches schwer erträgliche Last und ein immer erneuter Anlaß zu Differenzen. Bisher hat Jeder die Waffenmenge erhalten, die er haben wollte: der Prätendent, die Banditenführer und fremde Abenteurer. Von Importeuren oder aus Bezugsquellen, über die man von Landkundigen hier seltsame Dinge hört. Sehr oft nämlich verkaufen die Soldaten des Sultans ihre Gewehre und Säbel den selben Händlern, von denen die scherifische Majestät sie gekauft hat. Doux pays! Die Leute wollen keine Steuer zahlen und halten den Verkauf der vom Sultan ihnen gelieferten Behrmittel für eins ihrer heiligsten Menschenrechte. Soll diesem wackeren Kriegsheer künftig etwa der Kampf gegen den Waffenschmuggel überlassen werden? Achselzucken. Niemand will mit der Sprache heraus. Vielleicht öffnet sich später ein Ausweg.

Die Steuerfrage ist sicherlich nicht leichter zu beantworten. Wenn man nicht, ihrer Einfachheit wegen, die Vorschläge der maurischen Schelme annehmen will, die uns, ohne sich zu geniren, zwanzig- bis vierzigprozentige Zuschläge zu den Einfuhrzöllen empfehlen. Warum denn nicht? Da der Sul-

tan kein Geld hat, auch von seinen geliebten Unterthanen keins bekommt, muß der Europäer die Zehne zahlen. Zuerst war Alles starr. Mächte der würdevolle Mohammed el Mokri einen Scherz oder waren seine neunzehn Paragraphen, die vom Thee bis zum Elektrischen Licht, von der Briefmarke bis zum Landungboot alles Erreichbare besteuern wollen, ernst gemeint? Dann lächelte man. Auch nicht lange. So schwach läßt unser Interessengegensatz uns den Kerlen schon erscheinen, daß sie solche Zumuthungen wagen. Sie vertheidigen sich mit dem Hinweis, daß ja nicht nur die Europäer herangezogen werden. Die hätten immerhin aber die schwerste Last. Und außerdem können wir uns nicht zu Steuerrefutoren des Maghzen hergeben; nicht das ohne die Vortheile des Protektorates auf uns nehmen. Der Sultan soll souverain, die Reichsgewalt unantastbar sein: aber die europäischen Großmächte sollen die Marokkaner zur Steuerzahlung zwingen. Der Gedanke ist eines Orientalenhirnes würdig. Nur sind wir eigentlich nicht hergekommen, um uns von den Braunen pressen zu lassen. Daß wir mit solcher Absicht rechnen müssen, ist kein sehr rühmliches Resultat zweiwöchiger Arbeit. Der schlaue Maghzen will, daß wir ihm Ordnung schaffen, Bu Hamara das Handwerk legen und für das Bißchen Handel, das uns bleibt, riesige Abgaben zahlen. Daß Europa ihm nicht lästig werde, verbürgt das Mißtrauen, womit Einer dem Anderen auf die Finger sehen wird. Und das dicke Ende kommt erst. Schon für die Finanzreform wimmelt's von Plänen und Plänchen. Wenn wir beim Kopf des Burmes sind, bei der leidigen Polizeifrage, können wir noch ein ganz anderes Gedräng erleben.

Ein leichtes Boot steuert sich ohne große Anstrengung durch die Klippen. Wenn die Franzosen sich nicht energisch sträuben, kommen wir irgendwie zu einem Ende. Beschließen, nur für kurze Dauer, werthlose Maßregeln, die nach Etwas klingen; oder lassen es beim status quo. Dann sieht die Gesellschaft wie ein Erfolg deutscher Politik aus (wenns ein Erfolg ist, ungezauft aus einem Scharmügel heimzukehren, das man bequem vermeiden konnte); ist aber keiner. Dem Islam imponiren wir nicht, wenn Alles beim Alten bleibt (Geldmangel, Anarchie, Mahdigefahr); und unserem Handel hülflos weder die Verlängerung der Scherifenagonie noch ein internationaler Finanzbetrieb auf die Weine. Wer bürgt uns denn dafür, daß in zwei Jahren und vielleicht schon früher Belgier, Briten, Amerikaner, Franzosen sogar nicht lohnendere Lieferungsverträge abschließen als unsere Landesleute? Maghzen und Sultan sind klingenden Argumenten nicht unzugänglich. Und welcher Kapitalisten truft will sein Geld in ein Land verleihen, das übermorgen von Kabylen, vom Moghi oder von der Eifersucht einer Europäermacht in Brand gesteckt werden kann? Nur die Hoffnung auf einträglliche Monopole kann i. d. solches

Risiko locken: und Monopole zu hindern, ist hier ja gerade unsere Aufgabe. Keine erfreuliche, *by Jove!* Je näher man den Dingen ist, desto klarer erkennt man, daß die Berliner das Geschäft nicht richtig kalkulirt haben. Nur Einer kann machen. Das merkten die Engländer und zogen sich deshalb, wider Tradition und Gewohnheit, zurück. Auch in Frankreich mehren sich schon die Stimmen, die rufen: Ehe wir auf ein Konsortialverhältniß eingehen, lassen wir Euch den ganzen Kram! Wir aber wollen ihn gar nicht; müßten stockblind sein, wenn wir in die Mittelmeersalle gingen. Und doch ist Marokko reif. Der Maghzen kann weder nach außen noch nach innen seine Pflichten erfüllen; nicht einmal den Europäern die Sicherheit des Lebens und Handelns garantiren. Sollen wir nun als Vogelscheuche neben dem Baum stehen? Troßdem England, Spanien, Italien durch Verträge den Franzosen verpflichtet sind und Rußland durch ein Anleiheversprechen zu fördern ist, können wir Frankreich die *pénétration pacifique* fürs Erste gründlich verleiden; weil nur einstimmige Konferenzbeschlüsse Rechtskraft erhalten. Dann geschieht also nichts. Das Europa gefährlich nah benachbarte, in alle mediterraniſchen Interessen verstrickte Scherifenreich bleibt haufällig und bröckelt weiter. Doch auch unsere Handelsbilanz wird, weil Civilisation und Kultur nicht um einen Ragen sprung vorwärtskommen, da unten nicht besser. Frankreich spart einen Haufen Geld und ist durch die Sorge um seine afrikanische Zukunft darauf angewiesen, Koalitionen gegen uns zu werben. Das bedeutet: Steigerung der Wehrkraft und Gefährdung einzelner nicht unwichtigen Märkte, vielleicht industriellen Rückgang, der bei unserer dichten Bevölkerung zu sozialen und politischen Schwierigkeiten führen müßte. Noch übler wäre die Wirkung internationaler Kurpfuscherei. Ein Streitfall würde dem anderen folgen und Mißtrauen die beste Absicht vereiteln. Noch nie sind solche Versuche gelungen; und in so schwierigem Gebiet wäre ein Kondominium ungefähr die unklügste und unhaltbarste Sache, die sich erdenken ließe. Die Sozien würden in Fez gegen einander wühlen, über Kurz oder Lang würde Einer die Alleinherrschaft an sich zu reißen trachten: und dann wäre der Konflikt am Ende nicht mehr im rothen Rathausaal auszufechten. Wobei schon jetzt zu bedenken ist, daß wir unbeliebten Frühauflsteher nicht nur im Maghreb el Akſa Hunde zu peitschen haben.

Das Alles wissen die Franzosen ganz genau. Wer sich auf die Physiognomie versteht, sieht's ihnen an den Augen an. Wenn ihnen im Konferenzsaal die Luft zu schwül wird, können sie die Karten hinwerfen und, mit höflichem Dank für den bewiesenen Eifer, die Fortsetzung des Spieles ablehnen. Das ist auch kein zu verachtender Trumpf. Zum Erfolg ließe der Handel sich dann immer noch umschminken; nur möchte ich nicht mit solchem Siegerkranz

heimkommen. Nicht jede Konjunktur kehrt wieder; und wir sind nicht reich genug, um eine versäumen zu dürfen. Je mehr ich die Dinge in ihrem eigenen Licht sehe, desto deutlicher wird mir, daß ein vernünftiges Protektorat Frankreichs nur eine Frage der Zeit sein kann. Ein vernünftiges; mit Handelsfreiheit und unbeschränktem Wettbewerb um die Kundschaft; gegen eine Tunisifikation haben die Araber selbst wirksamere Mittel als wir. Doch der Augiasstall muß endlich einmal reingefegt und der fruchtbare Boden rationell bebaut werden. Dann kommt Wohlstand ins Land und der weiße Mann findet auf diesem Markt sicheren Gewinn. Die Souverainetät des Sultans und die Unabhängigkeit des Reiches sind für uns im Grunde ja doch nur, was der Sennor hier *Cosas de España* nennt; Dinge, über die wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen brauchen. Die Frucht ist fast schon reif und fällt nächstens ab. Da wir selbst sie nicht haben wollen (oder können): ist's klug, den Anderen am Aufsammlen zu hindern? Dieser Andere könnte nur Frankreich sein. Wenn Anciennetät entschiede, hätten die Portugiesen, deren Conquistadoren viel früher als die Spanier im Naghreb waren, den ersten Anspruch. Von Beiden wäre nichts zu erwarten. Wer auch nur Madeira und Teneriffa kennt, weiß, was Portugal und Spanien heute als Kolonialmächte leisten. Von den Erbberechtigten hat nur Frankreich die nöthigen Menschen und Mittel. Geträumt hat es von dieser friedlichen oder kriegerischen Eroberung oft, seit der Schiffs-offizier Razilly 1626 dem Vater Joseph und Richelieu vorschlug, Mogador zu besetzen und vom Sultan die Anerkennung als oberherrliche Macht zu erzwingen; der kühne Seefahrer, der schrieb, für Frankreich handle sich nur darum, *d'avoyr ung pied dans l'Afrique pour aller s'estendre plus loing*, erlistete und ertrugte auch wirklich den ersten (allerdings beinahe wesenlosen) Vertrag, unter dem der Name eines Sultans von Marokko neben dem eines europäischen Monarchen stand. Ein Enkel dieses Khalifen, Muley Soliman, war ein Bewunderer Bonapartes, dessen Ruf der ägyptische Feldzug bis ins Herz des Islam trug. Und seit Algerien erobert ward, ist die Hoffnung auf die Nouvelle France in Nordafrika kein Traum mehr. Sept kann sie ungerstörbare Wirklichkeit werden; wenn man uns den gebührenden Preis bezahlt.

Sch mußte sehr irren, wenn die Franzosen nicht dazu bereit wären. Mir scheint, sie warten nur auf unser Angebot; denn sie glauben nicht, daß wir hier nur *pour le roi de Prusse* arbeiten, nur den Ruhm der Gerechtigkeit und den Triumph erstreben, den Scherifen das irdische Leben verführt zu haben. Was sie uns nicht direkt sagen können, sagen sie Leuten, die es uns, wie sie wissen, brüthwarm vorsehen. Wir begreifen ja, heißt es da, daß Deutschland rgerlich ist. Nicht wegen der Quinquillien, die im Weißbuch stehen, sondern,

weil es bei der Theilung der Mittelmeerländer leer ausging. Wenn England, Egypten, Frankreich das Maghzenland, Spanien den Rifbezirk, Italien Tripolis bekam, wollte das starke Deutsche Reich nicht übergangen sein. Durchaus begreiflich. Vielleicht sähen wir jetzt nicht hier, wenn Lansdowne und Delcassé erklärt hätten, Kleinasien als Interessensphäre Deutschlands anerkennen zu wollen; es warthörich, daß wir Kreuzot am Bosphorus mit Essen konkurrenz lieben . . . Solche Reden sind mir nun schon dreimal hinterbracht worden.

Zeit genug haben wir schon hier vertrödel't. Nicht ganz ohne Grund: man wollte wissen, wie in England der Hase laufen werde. Das ist nun erledigt. Von dort droht einstweilen nichts; und wenn der ganze Lärm, wie amtlich versichert wurde, nur den Zweck hatte, uns vor Angriffsplänen der Westmächte zu schützen, brauchten wir uns nicht weiter zu erschauern. Könnten jedenfalls die Sommergeschichten auf sich beruhen lassen und froh sein, wenn Alles noch einmal so glatt gegangen ist. Anatolien und die Aspekte der Bagdadbahn sind mir lieber als der ganze Maghreb el Akfa, wo wir uns doch nur in die Kesseln setzen würden. Den ehrenwerthen Abd ul Aziz müßten wir freilich seinem Schicksal überlassen. Die Franzosen würden ihn aber sicher wie eine richtige Majestät behandeln, für anständige Hoffinanzverhältnisse sorgen und ihm am Ende gar den neuen Präsidenten zu Besuch schicken. Das liberale England könnte zeigen, daß es uns nicht auf allen Seiten einpferchen will, Rußland uns die Kriegsschuld abtragen. Italien käme nicht länger in Versuchung und die Franzosen würden aufathmend jagen, wir hätten wie etwas altmodische, doch tüchtige und honorirte Kaufleute gehandelt; und daß sie für mindestens ein Menschenalter drüben friedlich zu penetrirten hätten, wäre für Europas Ruhe im Allgemeinen und für uns im Besonderen ja kein Unglück. Ein Stein ist allerdings bei der Sache: wir kämen ins Mittelmeergedräng. Aber tu l'as voulu; die Ostsee wäre immerhin günstiger und die Hauptsache könnte privatim, durch die Banken, gemacht werden. Nichts von Protektorat oder Wehnllichem; nur die Sicherheit, auf diesem reichen Feld nicht bei jedem Schritt auf Hindernisse zu stoßen. Das wäre mehrere Messen werth; sogar den Schein, auf der Konferenz eine Niederlage erlitten zu haben. Auf den Schein sollte es nicht ankommen; und wie ertraglos ein für die Zeitungen verwerthbarer Sieg wäre, könnt Ihr Klugen zu Haus kaum noch ahnen. Wenn Dir maßgebende Ohren offen sind, dann predige ihnen diese Weisheit; eine bessere findest Du so leicht nicht. Müßten wir weiterhungern, dann ist's ein magerer Trost, daß Andere auch nicht satt (und auf uns deshalb noch wüthender) werden. Aber spute Dich. Die Offerte muß heimlich vorgelegt werden, ehe die Polizeiordnung an die Reihe kommt. In Berlin könnt Ihr später ja drucken lassen, Marokko sei immer nur ein Vorwand und von Anfang an das jetzt abgeschlossene Turgengeschäft geplant gewesen.

Berufspsychosen.

Nis Heider den Namen Goethes hexametrisch verulkte, da empfand der mit feinsten Fäden ins Erdreich der Tradition eingewurzelte Franke den Scherz des stacheligen Ostpreußen als unziemliche Kränkung. „Es war nicht fein“, sagt er über das Intermezzo, „daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte; denn der Eigename des Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja, wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen.“ Was hier vom Namen gesagt wird, ließe sich verdoppelt auf den Beruf anwenden. Vielleicht bedeuten diese Sätze überhaupt nur eine liebenswürdige Illusion, das Berufselbstgefühl aber eine ernste und schwere Realität. Der außen Stehende sieht meistens alle Assoziationen trügen, die ihm im Klang eines fremden Namens die Eigenart des Trägers vorzukauern möchten, und ungleich sicherer leitet uns die Ahnung, die sich bei der Vorstellung eines Berufes anspinnert. Leise formale Sympathien und Antipathien mögen im Namen wurzeln, obgleich auch da unser Ohr an einen Wortkiesel wie Schopenhauer, an eine Trivialität wie Wagner sich gewöhnt hat. Der Beruf zeigt uns von vorn herein unendlich viel mehr: nicht einen ererbten Mantel, sondern ein Stück Mensch, manchmal das beste und manchmal das schmerzhafteste Stück. Und sind wir ehrlich, so fällt uns leicht auf, daß Assoziationen, die beim Hören eines Eigennamens uns beschleichen, in Wahrheit von dem Berufstitel, der diesem Namen vorzugehen pflegte, allmählich herübergekrochen sind.

Es giebt Leute, denen ein hübscherer Name zu wünschen wäre; aber es giebt Leute, die ihren Beruf verfehlt haben. Ueber jenes Pech trägt bedeutende Leistung hinweg; dieses Unglück bringt sie oft erst zum Bewußtsein. Und wenn in der Regel die Persönlichkeit, die ganz in ihrem Beruf und ausschließlich darin aufgeht, eine Veränderung in der Richtung auf eine nicht mehr normale, im vulgären Sinn ungesunde Einseitigkeit durchmacht, so bildet der ohne inneren Antheil geübte Beruf sehr oft die Basis, auf der pathologische Zustände möglich werden. Ein nicht geringer Theil unserer landläufigen Neurosen (so lautet der schonende Name) umfaßt seelische Abnormitäten, verschuldet durch verkehrte Berufsübung. Manchmal (und nicht gar so selten) freilich ist der Kausalnexus umgekehrt. Denn die Berufsverfehlung kann schon das Zeichen einer psychopathischen Artung sein, der es an Klarheit über sich selbst gebricht, oder an festem Willen, der vorhandenen Klarheit auch äußeren Hemmungen zum Trotz zu folgen. Und diese Doppelbeziehung wiederholt sich, wo übermäßige Berufsimpulse ungewöhnliche Wesenszüge entwickeln hilft; vielleicht ist

hierbei die Abnormität öfter Ursache als Wirkung zu nennen; häufig aber kann man über die ursächliche Priorität dieses oder jenes Faktors gar keine Klarheit gewinnen. Tritt man der Entwirrung dieser Dinge näher (für deren Beobachtung wir ja auf die höchst unexakten „Eindrücke“ des Alltags und das zweifelhafte Instrument der „Menschenkenntniß“ angewiesen sind), so darf man nicht übersehen, daß die neuere Gesellschaftsentwicklung ganze Berufsarten gezüchtet hat, die überhaupt keine originale Befriedigung geben können. *Tolerari possunt*; sie sind gerade noch zu ertragen, mehr aber sicher nicht; zu ertragen unterm Druck der Nothdurft. Das ist vielleicht die dunkelste Seite unseres Ueberganges aus berufsständischer in besitzständische Volksgliederung. Die übergroße Mehrzahl der Menschen muß heute in Berufe eintreten, die jeder Wahl und jeder Neigung entrückt sind: dieses Gesetz gilt für die Massen der Lohnarbeiter, aber auch für den großen Theil Derer, die Beamte werden. Der Beruf verbürgt ihnen ihre Nahrung.

Man wird einwenden, so sei es auch im alten Handwerk gewesen; denn das Wort Nahrung habe den altfränkischen Charakter, der auf die Handwerkskultur unmittelbar zurückweise. Das ist aber nur in bestimmter Einschränkung richtig. Das Handwerk nährte seinen Mann, aber es nährte ihn nicht nur: es füllte ihn auch aus. In berufsständischen Kulturen stellt sich die kindliche Seele schon auf den Beruf des Vaters ein. Daß der Sohn dem Vater folge, ist das Natürliche; Möglichkeiten außerhalb des Berufsstandes giebt es überhaupt nicht, denn die anderen Berufe gehören entweder einer abgeschlossenen Kaste oder sind unehelich. Reste davon sind uns geblieben. Ein armer Junge, der vom Schulgeld befreit ist, jüngere Kinder unterrichtet und so das Gymnasium besucht, denkt nicht daran, Kavallerieoffizier zu werden, möchte selbst sein Talent in dieser Richtung liegen, und der Wunsch, Schauspieler oder Zeitungsschreiber zu werden, wird von den Eltern noch immer als die ultima ratio eines verfrachteten Daseins charakterisirt. Die Neigungen der meisten Heranwachsenden werden durch die Umgebung, durch Eindrücke, gewöhnlich durch die gar nicht greifbare Atmosphäre, in der das junge Pflänzchen athmet, gefördert und gehemmt. Diese Athemluft nährt und ersticht nicht nur Neigungen; auch Talente. Und den meisten Erwachsenen ist es unmöglich, zu sagen, ob von Anfang an eine Begabung sich bei ihnen geltend machte, die für ihre Berufswahl mitbestimmend geworden ist. Zumal heute und in den höheren Berufen. Denn unsere oft reformirte Gelehrtenchule ruht jetzt auf mindestens fünf Disziplingruppen: alten Sprachen, modernen Sprachen, Deutsch, Mathematik, Naturwissenschaften. Nach einem gar feinen Kalkül werden dann Leistungen, Kompensationen der Leistungen, wird die Reise berechnet; und klar ist, daß ein auf diese ausgleichende Gerechtigkeit zugespitzter Betrieb, noch dazu in den Jahren der Pubertät, die am Stärksten zur Einseitigkeit von Neigung und

Talent drängen, die selbständigen Regungen völlig ersticken, verfälschen, irreleiten muß. Die Berufswahl wird unter solchen Umständen von unberechenbaren Faktoren, von Neben- und Hintergedanken oder einfach von der platten materiellen Nothdurft abhängig.

Auf diesem Boden wachsen die bekanntesten Berufspsychosen: nervöse und hysterische Alterationen der Psyche. Selten prägen sich klare Krankheitsbilder aus, sehr oft treten uns die gemischten Symptomkomplexe entgegen, die in der eiligen Diagnostik des Sprechzimmers und der Poliklinik als Hystero-neurasthenie laufen. Hysterisierungen, wie ich es auffassen möchte, auf halber Strecke stehen geblieben und dann von den Effekten der eigentlichen Ausbrauchskrankheit des Neurosystems, der chronischen nervösen Erschöpfung, überwuchert. Den Jahren der Geschlechtsreife liegt die Hysterisierung am Nächsten. Wie Freud meint, weil die Hysterie unter allen Umständen aus erotischen Quellen fließt; wie mir scheint, nur zum Theil darum, zum anderen Theil wegen der phantasiemäßigen Erfassung und Verarbeitung der Außenwelt und der Neigung zu starken Ausdrucksstörungen, wegen der Disposition zum Traumspiel, die die meisten Pubertäten charakterisirt und selbst schon den Anfang hysterischer Umbildung des seelischen Lebens bedeutet.

Man muß allmählich die Erkenntniß dieser subtileren Zusammenhänge an die Stelle des nahezu steril gewordenen ätiologischen Begriffes der Ueberarbeitung setzen, wenn man wirkliche Kausalreihen des Abnormen und nicht nur tröstliche Termini dafür als die Aufgabe der psychopathologischen Arbeit betrachtet. Wenn die Neurosen der besprochenen Art durch eine Ausspannung oft so erstaunlich gebessert werden, aber auf so erstaunlich kurze Dauer nur, und keine noch so zweckmäßige permanente Lebensgestaltung erfolgreich ist, so erklärt das mißtönige, widerwillige Verhältniß zum Beruf diese Situation in höchst einfacher Weise. Erinnern wir uns auch, daß nur selten Einer sich gern gesteht, er habe seinen Beruf verfehlt. Lieber sucht man sich über die traurige Thatsache hinwegzureden. Damit aber werden nur neue pathogene Seelenkonstellationen geschaffen; ausdringliche Gedanken oder Gemüthsregungen werden gewaltiam in den Hintergrund der Psyche verwiesen, wo sie (Das ist eine der besten Erkenntnißfrüchte des letzten Jahrzehntes psychopathologischer Forschung) nun abnormisirend zu wirken, neuropathisch zu rumoren beginnen. Ob von hier aus der Weg zur Hysterie oder zur Neurasthenie geht, wird von der Konstitution, vom Alter, von tausend Faktoren der Lebensgestaltung abhängen; es kann uns gleichgiltig sein. Dauernden Erfolg aber verbürgt niemals eine noch so gut gemeinte und fein erdachte symptomatische Therapie, mag sie Ruhe oder Ablenkung, Klima oder Ernährung in den Vordergrund ihrer Bemühungen stellen. Die Ursache der Umstimmung ist aufzudecken; und erst wenn Einer mit vollem Bewußtsein erfaßt hat, daß er auf einem unrichtigen Posten

im Leben steht, kann er ohne neuropathische Gefahr mit dem Geschehenen und meist ja nicht wieder korrigirbaren irgendwie sich abfinden.

In solche Betrachtungen schiebt sich leicht ein Stück der Judenfrage hinein. Daß die Krankheiten der *famille névropathique*, wie Charcot sagte, bei den Juden besonders häufig sind, ist bekannt. Man will Inzucht, Klima, allerlei Rassenfaktoren dafür verantwortlich machen; aber keine dieser Ableitungen ist übers Dilettantische hinausgekommen. Die Juden selbst schieben die Schuld gern auf die Jahrhunderte lange Knechtung. Deren vielleicht wichtigstes Stück war doch eben die Konzentration auf eine einzige Berufsgruppe, den Handel in allen seinen Varianten. Der Antisemit meint zwar, diese Konzentration sei nur eine von den Juden gewollte und ihrer einzigen Fähigkeit, der Anlage zu Schacher und Wucher, entgegenkommende gewesen. Daß die Wahrheit zwischen diesen beiden Meinungen liegt, ist leicht zu finden; desto schwerer, wo. Außer Zweifel steht, daß die Ausübung der im engsten Sinn erwerbenden Thätigkeit die Psyche außerordentlich stark zur nervösen Alteration geeignet macht; viele Nervenärzte haben als Erfahrung verzeichnet, daß in der nervösen Armee die Kaufleute (im weitesten Sinn des Wortes) als das Gros marschieren. Eine psychologische Begründung dieser Thatsache habe ich in meinem Buch „Nervosität und Kultur“ versucht; man mag ihr zustimmen oder sie verwerfen: Jedem leuchtet die vulgäre Weisheit ein, daß der Erwerb um so aufreibender sich gestaltet, je mehr er auf Unsicherheit, aufs Wagnis, auf Spekulation gestellt ist. Wenn nun auch die Juden nicht die Jagd nach dem Geld erfunden haben, der Kapitalismus, das Prinzip, durch Wirthschaften Geld zu erwerben, vielmehr in fast von Juden freien Handelsplätzen Italiens zur Welt gekommen ist, so ist doch die an den Erwerb geknüpfte Existenzunsicherheit von je her ganz besonders das Los der jüdischen Händler gewesen. Daß hierbei, alles Historische ruhig zugegeben, unbedingt ein anthropologischer Faktor seine Rolle spielt, ist außer Frage; vermag doch auch Aschaffenburg, der in seinem ausgezeichneten Buch über das Verbrechen die Juden möglichst zu entlasten sucht, einen peinlichen und nicht reinlichen Nest nicht aus der Welt zu schaffen: die unnöthig hohe Erwerbskriminalität.

Wo der Trieb zum Gelderwerb Alles beherrscht, wird auch das seelische Leben der am Erwerb nicht unmittelbar Beteiligten, besonders also der Kinder, einseitig in diese Richtung gedrängt; und die Zurücksetzung in der Gesellschaft, die Ausschließung von vielen Lebensmöglichkeiten, das erzwungene Sektenhafte der Lebensführung bewirkt nach und nach eine nicht mehr gewöhnliche, mindestens abnorme und im Hinblick auf pathologische Vorgänge labile Seelenverfassung. Dann entwickeln sich mehr Berufsdefekte als Berufspsychofen. Berufsdefekte, wie sie der Händler schlechthin uns zeigt, nur durch die von Kindesbeinen an verschärfte Situation ungleich deutlicher herausgearbeitet: die

Unfähigkeit, sich in bestimmte Seelenrichtungen einzufühlen, gewisse Gefühlsfaktoren zu werthen. Dies nicht leicht mit Worten Fassbare, was selbst vorurtheillose Geister immer wieder zur Refexion gegen das Judenthum als etwas feilisch ihrem Wesen Fremdes drängt. Und wie wenig hier die Mystik der Rasse, wie vorwiegend die Summe berufsständischer Einflüsse auf die Seelengestaltung im Spiele ist, beweisen die Ausnahmejuden (deren Ziffer immerhin 'n. rchbllich, 'si, 'sch, 'von, 'von, 'schlydruungen, 'Belyrvruten, 'pdor, 'm. Durchschnitt, wenigstens Einen zu nennen weih). Stärkere seelenkonstitutionelle Widerstandskraft oder Zufälligkeiten der Adoleszenz, am Meisten aber das Glück einer dem nackten Geldverdienen entrückten Lebensthätigkeit ließen die berufspsychotischen Züge in ihnen nicht aufschließen oder im Keime wieder verkümmern; und es giebt kaum besser geeignete Exemplare für die Sonderung der feilischen Effekte, die jene erzwungene berufsständische Athemluft und die unabhängig von ihr Volkscharakter und wirkliche Volkssitte hervorbringen.

Bielleicht hat schon längst das Bedenken des Lesers gegen die Charakterisirung solcher psychischen Züge oder Lücken als einer Psychose sich ungeduldig geregt. Sicher ist der Ausdruck ungenau; insofern die Psychiatrie unter einer Psychose eine in bestimmtem Ablauf erscheinende geistige Störung begreift. Aber er bietet den Vorzug der Bequemlichkeit; und die präzise Umgrenzung ist dem Inhalt des Wortes Psychose auch abhanden gekommen, seit die Kenntniß der leichteren Fälle geistigen Gestörteins einen stets wachsenden Theil der psychopathologischen Arbeit in Anspruch nimmt. Viele verbinden ja mit dem Begriff der Geistesstörung die elementare Vorstellung eines Menschen, der Unsinn schwätzt, Fensterscheiben zertrümmert und seine Mitmenschen thätlich bedroht; der Tobsuchtanfall gilt da noch immer als Typus der Psychose schlechthin. Wir wissen heute, daß dem Erregungszustand, in welchem Krankheitsbild er auch auftreten mag, nicht einmal eine prognostische Bedeutung beizumessen ist, mindestens eine sehr unzuverlässige; und jene leichtesten Arten der feilischen Abweichung, die im praktischen Leben sich noch so zurechtfinden, daß sie nur als nervös, nicht ganz normal gestempelt werden, fesseln uns besonders stark, weil sie uns eben nicht so sehr die völlige Verkehrung, sondern deren Ansätze zeigen und uns die Hoffnung stärken, mit der Zeit den Weg der geistigen Abnormisirung aufzufinden. Und mag der Praktiker die feilischen Grenzkrankheiten, die leichtesten Abnormitäten, schonend Neurosen nennen (ein Wort, das Roebius vertilgt wissen will, wie der alte Cato sein Carthago), mag terminologische Gründlichkeit von Neuropsychosen reden: die Psychopathologie hat es mit dem psychotischen Antheil dieser Dinge, mit der Psychose innerhalb der Neurose oder Neuropsychose zu thun; und da uns jeder Tag der Einsicht näherbringt, daß die Psychose das Entscheidende, die nervöse Alteration durch die feilische bedingt ist, sie voraussetzt (wenigstens zu neun Zehnteln),

man sich die Neurose, nicht aber die Psychose fortdenken könnte, ohne das Wesentliche der Störung sehr zu verändern: so mag auch für eine Betrachtung, die mit so schwer fassbaren Phänomenen sich herumschlägt, der psychopathologische Gattungsname erlaubt sein.

Diese Erlaubniß wird meist um so eher ertheilt, je enger der Kreis ist, der eine Gruppe von seelischen Abnormzuständen umschließt. Gerade das Reich der Berufsabnormirungen liefert dafür Beispiele. Der Caesarenwahnsinn dürfte der Berufspsychosen populärste sein und gegen seine Kubrizierung eben unter den Begriff des Wahnes ist noch nie Etwas gesagt worden. Hier freilich ist der Beruf, dem man diese Störung als Schatten anheftet, der exponirteste, einer, der in ruhigen Zeiten nur durch Geburt zu erwerben ist. Der Durchschnittsmensch verlegt das Schlimme (und Geistesstörung hat auch heute noch den Anflug des Schlimmen, den Geruch der Sünde, wie unter den physischen Leiden etwa nur die Lues) gern an Stellen, die zu erreichen er keine Aussicht hat; und er scheidet in solchen Betrachtungen immer auch ein Stück gewaltsam zurückgestauter Galle aus. Die Berufe, die mit Vorliebe angeschuldigt werden, ihre Träger „in Unordnung“ zu bringen, sind auch stets solche, denen die Masse mit einem Gemisch von Respekt und Feindseligkeit gegenübersteht. Die Caesaren haben ihren Wahn; ihre Miniaturausgaben, die Serenissimi, sind mindestens imbezill; der Schulmeister hat seinen „Vogel“; und der Apotheker seinen „Klaps“. Lauter Berufe, auf deren (äußerliche oder innerliche) Vortheile man nicht ohne Reid blickt; deshalb freut man sich um so mehr, wenn man zu ihnen in das intimere Verhältniß des Mitleids, des Schauders oder des Spottes treten kann. Von den Defekten der Händler dagegen redet man nicht gern: man hat diese Berufsklasse in der Abzending, in der Defzending, in der Verwandtschaft, am Stammtisch; und populär wird nur, was beredet werden kann. Denn der Durchschnittsmensch denkt in Worten. Auch liegt kein Grund vor, von Leuten, die einen so zweckmäßigen, in seiner Zweckmäßigkeit so durchsichtigen Beruf ausüben, anzunehmen, daß in ihrem Oberstübchen Etwas nicht in Ordnung sei.

Run — alle gesunden Fürsten, Pädagogen und Pharmazeuten in Ehren — giebt es den Caesarenwahn, den Schulmeistervogel, den Apothekerklaps. Die Phänomenologie brauche ich wohl nicht umständlich zu erklären. Jeder hat ein Bild, wie die Dinge ausschauen; und ungefähr stimmt es auch. Wir fragen gleich weiter, woher sie kommen. Für die Gelehrten lautet die Frage: Handelt es sich hier um Abnormirung anthropologischen oder sozialpathologischen Ursprunges? Weniger gelehrt: Sind diese Leute in ihren Beruf gekommen, weil sie ihren Wahn, ihren Vogel, ihren Klaps hatten, oder danken sie ihre Störung erst der Berufsübung? Oder kam Eins zum Anderen? Für den Caesarenwahn erlebigt sich die Frage sehr rasch. Man wird nicht Caesar,

nicht einmal Präsident einer Republik noch Serenissimus eines Duodezländerns, weil man Lust zur Sache hat. Weniger als sonst irgend ein Mensch genießen die Kron- und Erbprinzen die Freiheit der Berufswahl. Der Caesarenwahn als spezifische Psychose der Herrschenden muß also in der Lust des Herrschens erworben sein. Zeit genug wäre dafür; denn es giebt in unseren Tagen überhaupt keinen zweiten Stand, in dem so früh und so ausschließlich die Lust des künftigen Berufes eingefogen wird. Und wer daran glaubt, daß eine Summe von erzieherischen Einflüssen eine Psyche abnorm gestalten kann, Der wird in der Caesarenpsychose das allerbegreiflichste Ergebnis einer solchen Abnormifizierung ursprünglich normaler Anlagen finden.

Und hier wird nun freilich, mitten in kausalen Ueberlegungen, die phänomenologische Seite der Angelegenheit sichtbar. Giebt es überhaupt einen Caesarenwahn als Psychose der Herrschenden und nur der Herrschenden? Oder rafft vulgäre Oberflächlichkeit unter dieser Marke einfach die verschiedenartigen Psychosen von Caesaren zusammen?

Waden wir fest zu, so fließt das ganze schöne Bild in einen unfaßbaren Dunst auseinander. Dabei soll und kann nicht bezweifelt werden, daß die abnormen Bekrönten aller Zeiten und Räume bestimmte, gemeinsame Krankheitszüge bieten. Früher nun (es ist noch gar nicht lange her und Mancher aus der Zeit lebt und lehrt heute noch) sonderte man je nach einem Wahn mit Vorliebe auch eine Psychose. Die Gestaltung der Wahnideen schien, genau wie dem Laien, so auch einer Richtung der akademischen Psychiatrie, als das Hauptstück im Trsein. Heute ist die Gruppe der Krankheitsfälle, die nur durch den Wahn bestimmt wird, gar sehr eingeschrumpft und für alle übrigen Psychosen spielt der Wahn die Rolle eines Symptomes, ähnlich dem Fieber in der Infektionskrankheit, das ja auch eine ältere Arztgeneration als die Krankheit selbst bewertete. Ein großer Theil, vielleicht das Meiste Dessen, was einst unter dem Namen der Paranoia lief, vertheilt sich nun auf recht verschiedene und weit auseinanderliegende Psychosen; und innerhalb der selben Psychose können die allerbuntesten Wahngestaltungen wechseln, einmal fehlen und dann wieder vorherrschen, ohne daß dadurch die von ganz anderen Momenten geleitete Diagnose beirrt wird. Die kranke Psyche schöpft ihren Wahn aus ihrer Lebenssphäre, und da die Lebenssphäre des Caesars eine besonders eng umschriebene ist, so ist nur zu begreiflich, daß durch die Wahnbildungen aller Herrscher ein Gemeinsames sich zieht, sie mögen sonst an welcher Psychose immer erkrankt sein. Gottähnlichkeit, Raecenatenthum, Verschwendung, Willkür, Mißtrauen: diese Kardinalzüge des Caesarenwahnes gehören eben so zum Bilde der Lebensführung des Caesars wie die erotischen Ideen zu der der Weiber oder die wahnhafte Vorstellung, „es lange nicht mehr“, zu der Schinderei des Bauern und Kleinbürgers. Das Alles und noch mehr aber findet seinen Platz

so gut im manisch-depressiven Irresein wie in der Dementia praecox, in der Melancholie der Rückbildungsjahre wie im Wetterleuchten der Paralyse. Aus der destillierten Wahndee wäre keine Diagnose zu stellen; diese Idee aber ist es, die sich auf den Blättern niederschlägt, denen der Laie seine Kunde vom Caesarenwahn dankt.

Die Hauptzüge des Caesarenwahnes liegen nicht unter allen Umständen eine Psychose im engeren Sinn, etwa eine der aufgezählten vier Krankheiten, voraus. Sie mögen auch auf einem farblos psychopathischen Boden entstehen. Diese Art degenerativer Konstitution ist ja für das kausale Begreifen der abnormen Grenzstände die wichtigste. Reaktive Abnormität, wie ich es zu nennen vorgeschlagen habe, ist Abnormität ohne vorgezeichnete Richtung; die Richtung bestimmt erst das Leben, oft sehr bald schon, manchmal erst spät: Das ändert nichts an der Sachlage. Der Laie meint nun zwar heute noch, daß auch eine Melancholie, eine Katatonie (die vielleicht mit erotischen Wahndeeen anhebt) durch ein trübes Erlebnis, durch dessen Inhalt erzeugt werden könne. Der Irrenarzt glaubt an solche Möglichkeit nicht; die „großen Psychosen“ wachsen ihm aus einer Anlage hervor, die vielleicht durch ein Erlebnis, durch dessen Stärke nämlich, durch seine seelenerstütternde Gewalt, zur Entfaltung getrieben werden mag, die aber von vorn herein ausschließlich auf die Melancholie oder auf die vorzeitige Verblödung oder auf manisch-depressiven Eirkel eingestellt war. Hier ändern also die Lebensreize vielleicht das Tempo, helfen das Bild des Wahnes gestalten; doch mit der Psychose an sich haben sie nichts Entscheidendes zu schaffen. Reaktive Abnormität hingegen ist, wie das Wort sagt, abnorme Reaktion; und in der Reaktion erschöpft sich das Abnorme. Da mag aus dem gleichen Organismus ein schöpferischer Geist, ein Verbrecher, ein Alkoholikus oder ein erotisch Verworfener werden, je nach den Erlebnissen, die in wichtigen Stunden eintreten. Mindestens kann das Abnorme ganz versteckt bleiben, wenn es an bestimmenden Erlebnissen mangelt. Scharfe Grenzen giebt es hier so wenig wie je in der Wirklichkeit und in tausend Varianten schwimmt reaktive in produktive Abnormität hinüber, zum manisch-depressiven Irresein, das von den großen Psychosen der reaktiven Möglichkeit am Meisten genähert bleibt. Aber die Wissenschaft bedarf der Abgrenzungen; und wer einer Klassifizierung (die ja aus anderen Gründen nichts taugen mag) vorwirft, sie fasse nicht restlos die Wirklichkeit, Der darf über wissenschaftliche Dinge nicht mitreden. So erschließt sich uns das Verständnis sozial oder historisch lokalisierter Abnormitäten erst im Begriff der reaktiven Abnormität. Es scheint ja nicht, daß die Summe des Degenerativen in den Kulturvölkern seit zwei Jahrtausenden sich wesentlich vermehrt habe, aber verschiedene Lebenssphären haben aus dem Psychopathen bald Dies, bald Jenes gemacht: die erotische Verworfener in der verfallenden Antike, die Hysterie im kriselnden Mittelalter, die Neurosität in unseren

Lagen; sie haben das Menschenmaterial für Prostitution und Betrübertum bald hierher, bald dorthier genommen. Das eben ist die sozialpathologische Problemstellung: was in jeder Zeit hauptsächlich aus all den reaktio Abnormen wird, warum und wie es wird. Und von dieser Auffassung her einmal die zufälligen Psychosen der Bekrönten von denen zu sondern, die ihrem Wesen nach der caesariſche Beruf entwickeln hilft, scheint mir der Mühe werth.

Von den bürgerlichen Berufsabnormitäten wird weniger geredet als vom Caesarenwahn; und doch böten sie schon darum ein ungleich werthvolleres Material, weil sie keines paragraphirten Schutzes gegen psychopathologische Analyse sich erfreuen und die *laesa majestas* bei ihnen sich auf eine verlegte Empfindlichkeit beschränkt. Dieser Vortheil gleicht sich freilich aus durch die Erschwerung, die in der Vielfarbigkeit des nicht-dynastischen Lebens gegeben ist; wiederum sind die Zeugnisse der Umgebung, namentlich sofern sie auf die Kindheit Bezug haben, also von Lehrern, Verwandten, Kameraden, hier zugänglicher, unbefangener, während jede von Prinzenvätern, Prinzen-erziehern und Prinzenünstlingen erhobene Anamnese mit Recht dem stärksten Mißtrauen ausgesetzt bleibt. Wichtig ist hier zunächst schon die relative Freiheit der Berufswahl. Und meist läßt sich ermitteln, ob zwingende Neigungen von früh an bestanden oder doch, wie es oft geschieht, mit der Geschlechtsreife hervorbrachen; ob sie den Beruf bestimmen durften oder mit Zwang, mit Zufälligkeiten in diese Aufgabe sich zu theilen hatten und was den Ausschlag gab. Fehlerquellen, die diese Anamnese trüben, sind natürlich vorhanden; die Aussicht ist da noch am Freisten, wo ein Zufall die Berufswahl diktiert hat. Denn dort kann nun die soziale Atmosphäre des Berufes wirken, dort vermag eine latente oder farblose Abnormität am Deutlichsten reaktiven Charakter anzunehmen. So berühren sich schließlich die Gegensätze, weil eben nur scheinbar ein Gegensatz da ist und in Wahrheit der äußere Zufall (nämlich der Geburt) auch den fürstlichen Beruf einem diesem Beruf als X gegenüberstehenden Menschenkinde aufdrängt; und in die intimste Nachbarschaft des Caesarenwahnsinns rückt der Apothekerklaps. Der Humor hat dieser Eigenthümlichkeit sich schon so lange bemächtigt, daß, nennt man sie nur, Jedem sofort ein lächerliches Bild vor die Phantasie tritt. Und doch bin ich schon von ernsthaften Leuten über das Wesen der pharmazeutischen Abnormität befragt worden; und in sehr hellen Köpfen fand ich den amüsanten Volksglauben spuken, daß die Gifte, mit denen der Apotheker hantirt, die Schuld trügen. Wollen wir zu einer ernsthafteren Deutung vordringen, so sehen wir uns ganz auf Vermuthungen angewiesen, die auf Eindrücken ruhen. Wahrscheinlich ist, daß eine recht erhebliche Zahl von Psychopathen in den Apothekerberuf gelangt. Pharmazie, Zahnheilkunde, Thierarzneikunde bezeichnen sozusagen die subalternen Möglichkeiten akademisch gefährdeter Berufe und waren

bisher in gleicher Weise durch die Immaturität ihrer meisten Jünger auch äußerlich so charakterisiert. Am Meisten die Pharmazie, für die der bescheidenste Vorbildungsanspruch erhoben ward und die jetzt überhaupt als einsame Immatura zurückbleiben wird. Diese Sachlage treibt aber manche eigenthümliche Begabung in eine solche Laufbahn: junge Menschen von guter, oft mehr als durchschnittlicher Intelligenz, denen doch etwas für die Absolvierung der Oberstufe ihrer Schule Unerlässliches fehlt: Muth, Spannkraft, Eifer oder ähnliche Tüge. Kein Zweifel, daß dieses Mißverhältniß zwischen Intellekt und intellektuellem Willen (könnte man es einmal präzisiren) das Stigma vieler degenerativen Naturen ist; und wenn sich der Eindruck statistisch belegen ließe, den ein ärztlicher Freund mir mittheilte, daß nämlich unter den Apothekern auffallend viele kleine Menschen seien, so hätten wir damit einen gewichtigen Stein im Brett der eben angedeuteten Meinung. Jedenfalls aber begleitet die Halbheit, mag sie selbst nicht in seiner ursprünglichen Art liegen, den Apothekenzünger nun auf Schritt und Tritt. Die Halbheit der Schulbildung, des Studiums, des Berufes. Zwischen dem akademischen und dem Kleinkaufsmännischen Pol pendelt alles pharmazeutische Dasein hin und her. Der Apotheker ist zuerst Krämer: als Lehrling; dann Student: stud. pharm.; und schließlich Krämer und Doktor zugleich. Ein Amphibium, das in zwei Atmosphären lebt. Sein Wissen ist spezialistisch, aber eng; sein Verhältniß zu Denen, die ihn in Anspruch nehmen, ist das des Commis mit akademischem Firniß. Das kann vielleicht nur Einer ermessen, dem es vergönnt war, einmal ein paar Monate lang die Wertwürdigkeit dieser Berufsübung aus nächster Nähe zu beobachten. Unter Buchhändlern, Ingenieuren, Zahnärzten findet man ähnliche Pflänzlein. Aber was sie alle noch vom Apotheker trennt, ist ein Rest an schöpferischer Thätigkeit, dessen völliges Fehlen den Apotheker vielleicht am Schwersten drückt. Nun denke man sich in dieses Dorado der Halbheit die ab origine Halben versetzt: und man wird ahnen, wie die Natur in solcher sozialen Konstellation den Weg nimmt, an dessen Ziel die Vulgärterminologie den Apothekerklaps setzt.

Eindrücke, Umrisse, Andeutungen, Wahrscheinlichkeiten: so unbestimmt tauchen heute erst die Anfänge sozialpathologischer Problematik aus dem Dunkel herauf. Vielleicht dürfte von den Berufspsychosen noch nicht geredet werden; sie sind eins der subtilsten Objekte auf unserem kaum noch abgetasteten Feld. Aber die Berufe selbst reden heute, täglich lauter, von ihren Schäden, auch den seelischen, die man zartfühlend „nervöse“ nennt, und gegenüber dem von Wünschen diktirten Wehgeschrei ist es niemals unnütz, die Schwierigkeit der Materie zu zeigen.

Karlsruhe.

Dr. Willy Hellpach.

Heimarbeit.

Deutsche Heimarbeit-Ausstellung im Mittelpunkt Berlins, Unter den Linden, in der alten Akademie. Was ist sie? Was will sie? Heimarbeit zunächst. Das Wort klingt ganz traulich. Machen wir uns klar, was es bedeutet.

Wir leben im Zeitalter der Fabriken und Waarenhäuser; der Industriekasernen mit rauchenden Schloten und rasselnden Maschinen; der Paläste von Stein und Glas, die vielleicht die einzig neue bauliche Idee der Gegenwart darstellen. Alles Gewerbliche scheint ins Große und Grobhartige, in das weit-hin Sichtbare und Beaufsichtigte zu wachsen. Doch in der selben Zeit erhalten sich nicht nur alte Zwergebetriebe, sondern entstehen auch neue in großer Zahl. Und Hunderttausende arbeiten für den Weltmarkt, für Fabrikanten und Bazare in Hinterhäusern, Speichern und Kellern. In Räumen, die nicht selten Wohn-, Schlaf-, Krankenzstube, Küche und Werkstätte zugleich sind, für zwei und mehr Personen. In Räumen, die allzu oft licht-, lust- und freudlos sind und in denen doch Kinder aufwachsen, an deren spätere Führung wir Phariseer unsere Sittlichkeitsmaßstäbe legen.

Die Massenfabrikation außerhalb der geschlossenen Betriebe, aber für den konzentrierten Vertrieb durch Großunternehmer oder ihre Zwischenglieder: Das ist Heimarbeit nach ihrem heutigen Durchschnittsbegriff. Man nennt sie auch Sweating-System, weil sie vielfach sich erhält vom Angstschweiß unterernährter, elend behauseter und überarbeiteter Menschen: Frauen meist und auch Kinder. Das Geheimniß ihrer Wucherkraft ist die Ersparniß an Produktionskosten, an den Gesundheitsbedingungen der Produzenten. Nur dadurch behaupten sich rückständige Betriebsformen neben einer hochentwickelten Mechanik, die theure Bauten und nach gesetzlichen Normen gehaltene Räume erfordert; deren Arbeiter staatlichem Schuß unterstehen, gegen Krankheit und Unfall versichert und gegen Lohndruck organisiert sind.

Es hat lange gedauert, bis man das Wesen der Heimarbeit erspähte, in die Geheimnisse ihrer Schlupfwinkel drang; mußte lange dauern, weil sie so verstreut und verstreut ist. Auch gab und giebt die Sanirung der Fabriken vollauf zu thun. Und erst spät erkannte man, daß dort das Elend zwar verschweicht, doch nicht ausgerodet war. Trotz dieser Erkenntniß geschah bisher in Deutschland nichts, um hier Wandel zu schaffen. Inzwischen wächst das Uebel. Heimarbeit schmiegt sich immer neuen Gewerben an und hält bleiern eine gesunde Wirthschaftsentwickelung nieder. Sie gefährdet nicht nur die Arbeiter, sondern wird zum bedrohlichen Volksuckenherd. Ist doch jeder Einzelne stündlich und täglich in Gefahr, mit der Heimarbeitwaare (Kleidung, Genußmittel, Spielzeug) ansteckende Krankheiten in sein Haus zu tragen. Angesehene Fabrikanten sprechen es aus: Schafft uns das Unterbieten der Firmen

vom Halbe, die ihren Gewinn aus der schonungslosesten Ausbeutung ziehen, und wir können unsere Arbeiter besser stellen.

Ranchmal, so während des Strike in der Konfektionindustrie, drang der Hilferuf auch weiter hinaus. Bald aber verhallte er wieder. Die Heimarbeit blieb ein unbekanntes Land.

In der Deutschen Heimarbeit-Ausstellung wird nun das in privaten und staatlichen Erhebungen gehäufte Material dem großen Publikum zugänglich gemacht. In der alten Akademie, von der nur noch ein Bruchtheil steht. Ist es nicht ein Symbol, daß ihr Scheidewort Fragen gilt, die ihrer Schwelle bisher fern blieben? Ist es nicht ein Vermächtniß an die Regirenden?

Ehe wir die Ausstellung betreten, erinnern wir uns ihrer Genesis. Sie ist kurz, umfaßt aber eine große Energie, ein starkes, uneigennütziges Streben. Im März 1904 tagte in Berlin, von den Gewerkschaften berufen, ein Heimarbeiter-Schutzkongreß, an dem auch bürgerliche Sozialpolitiker Theil nahmen. Schon da gab es eine kleine, flüchtig zusammengeraffte Ausstellung von Heimarbeiten. Ort der Handlung war das Gewerkschaftshaus, der prächtige Bau am Engelufer, der von der hohen Kultur der organisirten Arbeiter zeugt. Doch D'Israeli's Wort von den „zwei Nationen“ ist kein leerer Schall. Wer im Westen, ein paar Fachleute ausgenommen, kennt dieses Stück verkörperten Zeitringens im Südosten Berlins?

Die kleine Ausstellung dort war sehr lehrreich. Werner Sombart gab dem Empfinden aller Kongreßmitglieder Ausdruck. Das ganze gebildete Berlin, sagte er, ja, ganz Deutschland solle diese Darbietung menschlichen Elends sehen. Professor Franke nahm die Anregung auf und setzte sich als Leiter des Bureaus für Sozialpolitik mit den Gewerkschaften ins Einvernehmen. Ihm gefellte sich Sassenbach als Vertreter der organisirten Arbeiter. Gewerksvereine, ohne Unterschied der Färbung, aus allen Gauen Deutschlands beteiligten sich. Kein Opfer an Zeit, Kraft, Geld ward hüben und drüben gescheut. Wie immer der Augenblickserfolg aussehen mag: die Ausstellung wird ein Markstein in der Geschichte der Arbeit sein. Auch die Kunst hat sich in den Dienst der sozialen Idee gestellt. Das Plakat mit dem Kopf einer Heimarbeiterin (von Käthe Kollwitz) wird man nicht leicht vergessen. So hilflos der Ausdruck des kranken, überwachten Gesichtes!

Durchschreiten wir die Räume, so ist der erste Eindruck der eines mittelmäßigen Bazars. Das Unterscheidende ist zunächst nur, daß wir vom Herstellungsprozeß Etwas erfahren; von den verschiedenen Händen, die, zum Beispiel, ein Holzpferdchen von der Vorbereitung der Form in der Fabrik bis zur Bemalung in den Heimen durchwandert hat. Photographien häuslicher Werkstätten zeigen ein trostloses Nebeneinander von Hand- und Treilmaschinen und Betten, männlichen und weiblichen Arbeitern, Greisen und Kindern. Dann

aber tragen alle Waaren hier Zettel, die Arbeitszeit und Lohn, Zahl und Geschlecht der Arbeiter, auch der Kinder, angeben. Diese Zettel erzählen Mancherlei. Von Stundenlöhnen, die von vierzig Pfennigen für mehr oder minder kunstfertige Arbeit bis zu drei, vier, fünf Pfennigen für einfache Verrichtungen, aber auch für feine Zierarbeiten (Textilindustrie) niederreichen. Im Spielwaarengewerbe finden wir Stundenlöhne von $1\frac{1}{2}$ und $1\frac{1}{4}$ Pfennigen. Wir entdecken, daß Familien, in denen selbst die kleinen Kinder mithelfen, für Wochenverdienste zwischen sieben und vierzehn Mark sich abmühen; wir erfahren, daß drei Personen in 162 Stunden $3\frac{1}{2}$ Mark, vier Personen in 242 Stunden 12 Mark erhassten.

Und was uns sofort, gleich in dem ersten Raum, dem der Konfektion, und dann überall auffällt, ist die Wirrnig, die gänzliche Regellofigkeit der Lohnlagen: die Lohnanarchie. Ein Unterschied nach Gegenden, nach Stadt oder Land, nach Qualität ist ja wahrzunehmen. Auch persönliche Gewandtheit ist veranschlagt. Aber im Wesentlichen handelt es sich um Durchschnittsleistungen. Und jedenfalls fehlt den Lohnabstufungen so ganz die Einheit und das rechte Verhältniß, daß wir den Sinn ihrer Methode nicht fassen. Für fast die selbe Arbeit schwankt manchmal am selben Ort der Stundenlohn von sechs bis zu zwanzig Pfennigen; Lederhandtaschen, die im Laden fünfundsiebzig Mark kosten, bringen dem Arbeiter pro Stück drei, für siebenzigstündige Wochenarbeit fünfzehn Mark. Für Portefeuillevaare, die in der Fabrik mit vier und sechs Mark pro Dupend bezahlt wird, erhält der Heimarbeiter anderthalb Mark. Die Ursache solcher Lohnanarchie ist die Ohnmacht der Heimarbeiter, die sich jedem Lohndruck fügen und dafür die Arbeitszeit (kein Gesetz gebietet hier dem Raubbau an Menschenkraft Einhalt) ins Ungemessene dehnen. Nicht die Lebenshaltung, nicht die Arbeitsleistung, nicht Uebereinkommen und Ortsgebrauch, sondern gedankenlose Gewinn gier oder wirtschaftliche Rückständigkeit bestimmt hier den Lohn.

Das zeigt sich da besonders deutlich, wo Organisation und Tarife der Willkür Schranken setzen. Wo die Unternehmer, selbst vor den Auswüchsen der Heimarbeit zurückschreckend, gemeinsam mit den Arbeitern zur Abwehr schreiten. Da steigen die Löhne dann um das Doppelte und Dreifache. Die Lohnanarchie wirkt geradezu zerstörend. In manchen Gewerben ist schon die Rückbildung vom Großbetrieb zur Heimarbeit zu merken: in der Blumen- und Federindustrie dienen die früheren Fabrikräume vielfach nur noch zur Ausgabe und Annahme von Arbeit.

Jeder sollte diese Ausstellung selbst sehen, ernsthaft nachdenkend sehen. Dann würde Keiner mehr fragen, was sie bezwecke. Sie läßt uns Zustände schauen, die der Menschheit unwürdig sind und nach Abhilfe schreien. Was geschehen muß und kann, lehrt eine reiche Literatur. Ich will nur die allerwichtigsten Forderungen kurz streifen. Alle Heimarbeiter müssen registriert, der Krankenver-

sicherung zugewiesen werden und wenigstens einen Theil des Arbeiterschutzes erhalten. Wohnungs- und Gewerbe-Aufsicht; Einführung von Lohnbüchern; Verbot der Kinderarbeit und aller gesundheitwidrigen Heimgewerbe; Unterstützung gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Strebens nach Lohnstarifen. Das wäre das Wesentlichste. Alle müssen helfen: denn Alle sind bedroht. Wißt Ihr, ob die Unglückliche, die Cure Kalaobüte, Euer Cigarettenpapier mit der Zunge besucht hat (was in der Fabrik verboten ist), Euch nicht Krankheiten ins Haus schickte? Wenn Alle helfen, wird der Arbeiterschutz bald nicht mehr Stückwerk, hinter dem Fabrikbezirk die Arbeit nicht mehr vogelfrei sein.

Helene Simon.



Mus arischer Urgeschichte.*)

Die Himmelskunde hat uns Kartenblätter in die Hand gegeben, die mit einer großen Sicherheit der Zeichnung eine Reihe Bilder von der Oberfläche des Marssternes bieten. In Zeiten werden an dieser Oberfläche Aenderungen wahrgenommen. Wir können sie deuten als hervorgerufen durch den Wechsel der Jahreszeiten oder Wirkungen der Atmosphäre. Einige aber giebt es, bei denen eine solche Erklärung nicht ausreicht. Und bei ihnen sagen wir uns: Auf dem Mars muß ein Geschlecht von Wesen heimisch sein, verschieden von uns an Art und Gestalt, aber athmend wie wir, arbeitend wie wir, der Sonne sich freuend und mit allen Wonnen und Leiden Sterblicher begabt. Mit ihnen bringen wir in Verbindung, was jenen einfacheren Erklärungen unzugänglich bleibt. Das wichtigste Element besonders, das alle jene Bilder beherrscht: ein seltsames Gewebe von großen und kleinen Kanälen, das den gesammten Stern umschließt, wie ein verschiedenmaßiges Netz einen Ball. Uns ähnliche Wesen haben diese Kanäle angelegt; wir finden keine andere Erklärung. Aber was hat sie dazu getrieben? Stand die gemeine Noth des Daseins hinter ihnen? Hielt ein herrischer Wille zur Macht sie am Werk? Ließ ein ihnen eigenes Gefühl der Schönheit sie ganze Welttheile in solche Bilder bringen?

Mit allen diesen und vielen anderen Gründen wurden Erklärungen versucht. Der Weise verwirft sie alle. Für ihn ist Mars nichts als ein Stern nur unter Sternen. Er weiß: was immer an diesem Gestirn sich vollzieht, Das geschieht im Baun der nämlichen Gesetze, die jeden anderen Stern beherrschen. Veränderungen gehen vor sich am Mars; auch an allen anderen Sternen. Denken wir an unser Wissen von der Sonne. Ungeheure Feuergarben schießen empor an ihrer Ober-

*) Ein Fragment aus dem Buch „Der Zug vom Norden, Anregungen zum Studium der nordischen Alterthumskunde“, das in diesen Tagen bei Eugen Tiederichs in Jena erscheint und von dem der Verfasser sagt: „Wenn wir die Geschichte unserer Art im Sinn des Zuges vom Norden umskizziren, so gliedern wir sie damit in die Geschichte aller Arten ein und ziehen die letzte Folgerung aus der großen Lehre, die die Erde nur noch als Stern unter Sternen gelten läßt. Im Dienste dieser hehren Sache steht auch mein Buch.“

fläche; dann wieder wälzen sich dunkle, festere Massen gegen den Aequator. Unser Verstand sagt uns, daß andere Elemente als die ihrer unmittelbaren Umgebung da sich geltend machen; daß die Milliarden kleiner Theilchen, die, aneinandergesetzt, den Sonnenfleck ausmachen, anderer Zusammensetzung sind als die Elemente der lichteren Gebiete, durch die der Sonnenfleck seinen Weg nimmt. Das Alles wissen wir; und jagen uns dennoch, daß die Sonne selbst, die Sonne unmittelbar die Protuberanzen lodern und die Flecke wandern heißt. Und wenn wir mit dem Bewußtsein solcher Erkenntniß das Fernrohr auf den Marsstern richten, dann scheinen die Martier und ihr Werk, mag das freie Märchen sie noch so eigenherrlich träumen, uns nicht bedeutender als die münzigen, nichtigen Theile, die einen Sonnenfleck zusammensetzen. Ob es in einen Fall zu einer schlichten Zusammensetzung kam, wie sie ein einfacher Laboratoriumsversuch wieder lösen könnte, im anderen zu einer solchen, gegen die die Zusammensetzung Mensch noch roh und ungeschickt ist, gilt uns gleich. Mars selbst, Mars unmittelbar formte sich seine Kanäle, wie die Sonne aus eigener Kraft sich ihre Flammen schuf. Das sagen wir uns angesichts der nächstlichen Unendlichkeit. Und indem wir Das thun, hören wir wieder den reinen Klang der Harmonie der Sphären, jenes gewaltige Lied von Ewigkeit zu Ewigkeit, ohne das wir nichts sind, das unserem Dasein allen Sinn und alle Tiefe giebt.

Ein Stern unter Sternen ist ja wohl auch unsere Erde. Auch hier haben Veränderungen statiggefunden; und wo in den letzten paar Jahrtausenden Wesentliches verändert wurde, geschah es durch das Mittel des Menschengeschlechtes. Wie nun stellt sich uns das Verhältniß dar? Bringen wir die Menschen zur Erde in die selben Beziehungen wie die Martier zum Mars? Fassen wir die ganze im Menschengeschlecht aufgespeicherte Energie als Kraft der selben Kraft, die zu anderen Zeiten in wilden Gewässern auch einmal die Oberfläche des Erdensternes umänderte? Begreifen wir, daß es in unseren Städten, unseren Ländern, die fast schon große Städte sind, nur deshalb laut und lebhaft werden konnte, weil es in anderen Elementen der Erde still geworden ist?

Es ist kaum nöthig, zu erinnern, wie sehr wir alles Das noch unterliegen. Wie die Zerlehnung von der Gegenwärtigkeit der organischen und der unorganischen Natur den Menschen als dem höchst organisierten Wesen eine Ausnahmestellung schafft. Wie die freikünftige Darstellung vom Kampf dieses höchsten Wesens gegen die minderwerthigen Mächte der Natur unsere Geschichtsbetrachtung noch immer in vorgalileischer Dumpsheit läßt. Nicht haben wir wollen, nur klar uns werden, daß wir mit solchen Lehren die Erde nie und nimmer als Stern unter Sternen begreifen. Und machen wir uns Das wirklich klar, so werden wir wohl auch die Klirbe finden, die schrillen Mißklänge aufzulösen, die unsere bisherige Erzählung der Menschengeschichte in das reine Lied der Sphären brachte; gelingt es uns, auch nur in den allgemeinsten Umrissen unsere Geschichte so zu geben, wie sie sich den Martiern vom Mars aus bieten muß, dann haben wir die reine Harmonie der Sterne wieder.

Geographische Bilder sind es, mit denen unsere noch junge Kenntniß der Marsgeschichte einsetzt: nichts Anderes darf für uns am Anfang unserer Völkergeschichte stehen. Ein Beispiel soll es erläutern. Im Mittelpunkte der Weltgeschichte, wie wir sie in der Schule kennen lernten, stand Rom und Italien; hier mündete die Geschichte der alten Welt und von hier sollen die Wirkungen ausgestrahlt sein, die eine neue erstehen ließen. Eine Erziehung, die von einer solchen Aufschauung

geschichtlichen Werdens durchdrungen war, hatte wahrlich Grund, uns die Schicksale gerade dieses Volkes so einzuprägen, daß die Erinnerung daran ein Leben lang vorhielt. Und wie geschah Das? Ein Sturzbad von Zahlen und von fremden Namen ging über uns hin. Mühselige Mittel der Einzelcharakteristik wurden aufgeboten, den Trägern der Namen mindestens einen Schein von Leben zu verleihen. Und der einzige Erfolg so vieler Mühen war, daß wir heute die armen Gelehrten bedauern, die sich in einer unfruchtbaren Arbeit erschöpften; daß wir den Theil jugendlicher Lebenskraft als verloren ansehen, der dem Studium jener Dinge geopfert wurde; daß wir stolz sind, haben wir die ganze arme Statistikerweisheit einigermaßen wieder vergessen. Es war ein nüchternes, bildloses Wissen: vom wirklichen Leben der Menschheit hat es ungefähr so viel wie die Anmeldebogen der Polizei von den Schicksalen der Bürger einer Stadt.

Nun aber lassen wir alle Gesichtstabellen und Schlachtberichte bei Seite und gehen von der Landkarte aus. Die geographischen Wandlungen des alten Italien sehen uns seit Viktor Hahn in den wesentlichen Zügen fest. Am Anfang sehen wir ein Land von fast nordischem Charakter, überdeckt von einer wilden Flora, die nur im Sommer grünt, und unter einem Himmel gebettet, der nur zu leicht sich düster überzog. Die Quartier sollen dieses Stückchen Erdenstern beobachten. Sie lernen seinen wechselnden Charakter, seine wenig lichten Farben kennen. Im Süden und Südosten dieses Sternensäckchens sehen sie andere Gebiete, deren Anblick ihnen nur selten von Wolken entzogen wird. Sie sehen diese anderen Gebiete getönt von einer in allen Jahreszeiten grünen Pflanzenwelt und frei von der weißen Schicht, die im Winter das unwirthliche Gebiet im Nordwesten zudeckt. Jahrhunderte haben die Astronomen dort oben die Dinge so verzeichnet. Da ändert sich Etwas. Vom Süden und Südosten rückt es an, die lichten Farben breiten sich aus: der kleine planetare Ausschnitt, den wir hier unten Italien nennen, zeigt ein fremdlicheres Gesicht.

So würden sie es auf dem Mars wahrnehmen; und davon sollten wir lernen. Geben wir unseren Kindern solche ins Weltall hinausweisenden Bilder, ordnen wir alle politische Geschichte nach ihren Geboten: und wir bilden den kommenden Geschlechtern Vorstellungen voll wirklichen Lebens, Vorstellungen, die so bald nicht untertauchen. Aber freilich: umordnen müssen wir die politische Geschichte, in den Vordergrund gar Manches rücken, was bisher hinten im Winkel stand, und umgekehrt. Vor Allem wird uns das Eine deutlich, daß der gesammten Geschichte Italiens der Werth nicht zukommt, der ihr bisher gegeben wurde. Die selbe Welt, die sich über Italien breitete, zog sich über das ganze nördliche Europa. Nur ein Vorpostenland war Italien. Unendlich wichtiger als dieses Gebiet ist die geschlossene Masse nordischer Länder, die in düsterer Größe, wie schlummernd, lange noch lagerte, als es über Italien längst schon licht geworden war. Und unter diesen Ländern stellt sich uns als wichtigstes dar das ertlich im Mittelpunkt liegende, das die Römer Germanien nannten; das Sammelbecken der von Norden unablässig zuquillenden germanischen Rasse. In ihm haben wir den wirklichen Mittelpunkt der Menschengeschichte. Nicht blinde Heimathliebe, sondern kühle Forchtung hat Das einsehen gelehrt; und diese Einsicht, heute endlich stark genug für jeden Angriff, mußte gerade gegen deutsche Gelehrsamkeit hartnäckig verteidigt werden.

Ein weißes Land unter rauhem Himmel, kulturlos, düster, unheimlich für

Jeden, dem es nicht Vaterland ist; so erschien den Römern das alte Germanien. Aus ihren Betrachtungen fühlte man das Grauen heraus, das besonders der deutsche Urwald ihnen weckte. Die Menschen, so fürchtbar ihre unverdorrene Rasse den verwöhnten Städtern sein mochte, schienen doch nur wie eine ausführende Gewalt, eine einzelne Lebendäußerung des finsternen Landes. Zu ganzen Völkern brachen sie oft hervor; und zu ganzen Völkern konnte der Wald sie, wurden sie verfolgt, auch wieder verschlucken. Dieser Urwald war der eigentliche Schrecken, das eigentliche Leben des fürchterlichen Nordens. Immer wieder vermischte er die Pfade, mit denen die Civilisation ihm ihre Spuren einzuritzen suchte. Steinernen Regionenstraßen wurden durchzogen, Kastele hingelegt wie wilde, sprungbereite Thiere. Aber der Urwald ließ seine Menschen drüber hinfluthen; und Alles, Alles wurde weggeschwemmt. Ueber den Trümmern schlugen die Wipfel zusammen und in ungeschwächter Kraft stand der Wald wieder da; drohend, in geschlossener Stellung und wie auf der Lauer, um in das von einem Volk von Gärtnern gehütete Gebiet einzurücken. So waren die deutschen Wälder noch zur Römerzeit. Wie unwiderrstlich fürchtbar aber wird diese Bestie von Wald erst, sehen wir sie in ihrer Jugend! Einem späten, unsicher gewordenen Geschlecht konnte der deutsche Urwald in seinem Alter den Eintritt verweigern; als er jung war, floh vor ihm die Rasse, aus der das Germanenthum hervorgegangen ist. Mittelbar hat er das Veste beigetragen zur Schaffung der Sonderart, die unjermem Planeten heute das wichtigste seiner Organe wurde.

Wer die Bedingungen schildern will, unter denen der germanische Urwald entstand, muß weit zurückgreifen in die Lebensgeschichte der Erde. Größere Wälder und weitere als die aus der Zeit des geschichtlichen Menschen thun sich vor ihm auf. Drei von ihnen treten beherrschend hervor.

Das erste zeigt das Europa der Tertiärzeit. Auch damals war Deutschland auf Niesenstrecken hin von Wald überzogen. Aber einem Wald anderen Geschlechtes. Land'schaften von Tropencharakter, mit Cyressen und Palmen, Papageien und Affen in den Bäumen, Alligatoren und Nilpferden in den Gewässern. Der Mensch war da, in einer Gattung aber, die hinter unseren geringsten Rassen noch zurücksteht. Es war eine Raubthierart unter vielen anderen, die am zoologischen Bild nur wenig und am geographischen gar nichts änderte.

In diese Tropenlandschaft nun bringt es von Norden herein wie eine weiße Best: die Eiszeit. Die Schneegrenze sinkt immer tiefer von den hohen Bergen nieder, die Gletscher fressen sich weit und weiter ins Land ein. Wie Felder zur Entzeit werden die immergrünen Wälder niedergemäht und alles thierische Leben macht sich auf die Flucht nach dem Süden. Schon mehrmals war eine solche Eiszeit von den Polen ausgegangen. Noch immer hatte sie das Leben unter einem Druck gebracht, aus dem nun etwas höher Geartetes, das für die nächste Planetenperiode Wichtigste, hervorgehen konnte. Was diesmal gestaltet wurde, war: der Mensch als herrschende Art. Ein Drittel fast der Erdoberfläche wurde durch die Eiszeit dem Anbau der Thiere und Pflanzen entzogen. In dem Kampf (so nennen wir es aus einer tiefen Perspektive heraus), der da entbrannte, konnte der Mensch seine Ueberlegenheit über die anderen Arten zeigen. Und er zeigte sie nicht nur den Thieren gegenüber, sondern auch im Rangstreit unter Seinesgleichen. Eine Auslese wurde geschaffen, die die Entwicklung unseres Geschlechtes in einem Jahrhundert vielleicht um ein Jahrtausend weiterkommen ließ. Die einzigen aus der

Tertiärzeit bisher bekannten Menschenfunde sind die Skelettheile des auf Java gefundenen Pithecanthropos. Vergleichen wir ihnen den Bau der Menschen vom Typus des Neanderthaljundes, der wohl als Durchschnitt der jetzt herausgebildeten Gattung gelten darf, so haben wir den ganzen Fortschritt, den die Eiszeit in einer nach planetarem Maßstab kurzen Zeitspanne erzwingen konnte.

Und endlich das dritte Bild: nach der Eiszeit. Die Gletscher ziehen sich zurück. Nach jedem großen Krieg hat das Leben eines noch gefunden Landes eine doppelt hohe Spannkraft bewiesen; und die Eiszeit war mehr gewesen als ein bloßer Krieg. Wie die Gletscher einst das Leben vor sich hergetrieben hatten, zog das Leben jetzt den Gletschern nach. Die Völker aber, die jetzt die Länder überdeckten, waren neuer Art. Im Charakter der Lundra, die sich unterhalb der Schneegrenze hoher Berge hingezog, haben wir ein kleines Abbild der Riesengebiete, wie sie sich gegen das Ende der Eiszeit an der Schneegrenze jenes Weltensberges herausbildeten, der im Nordpol seinen besizten Gipfel hat. Nur die stärkste, tüchtigste Auslese der Arten wagte sich in diese Regionen. Die Amerikagänger jener Tage mögen wir die Menschen nennen, die aus den wärmeren Gebieten des Südens hierher auf die Wanderung zogen. Amerikagänger vielleicht verzweifelter Existenz, doch gerade in ihrer Verzweiflung unwiderstehlich und zu Größerem tüchtig als Das, was zurückgeblieben war.

Hätte die nach Norden Ziehenden nichts Anderes geschieden von Denen im Süden, sie hätten für die Fortbildung der Art bereits Gewaltiges geleistet. Doch nun kam noch ein Mittel der Trennung, der Artenzüchtung hinzu: unterhalb des Lundraürtels bildete sich eine neue Zone der Vegetation heraus. Wälder wuchsen dort empor. Nicht mehr die lichten Tropenwälder des Tertiär: die Desperados der Pflanzenwelt zogen heraus. Und diese Wälder, die da, jeglichen Rückzug abschneidend, die Auswanderer in strengster Trennung von der Rasse der Menschheit unten hielten, waren die Wälder Germaniens in ihrer Jugend.

Der Geograph und Zoologe Wagner hat die „Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung“ beobachtet und nachgewiesen, wie die Absonderung eines Thierreichwarmes und die Auswanderung in ein fremdes Gebiet den Schwarm unter Bedingungen rückt, die an seiner Art modeln. Daß zur Trennung oft ein bloßer Flußlauf, ein Gebirgsrücken genügt; wie, zum Beispiel, unterseeische Höhenzüge rechts und links Spielarten des selben Fisches werden lassen. Alle Bedingungen, die da ausgezählt werden, treffen in klassischer Weise zu bei den Menschenchwärmen, die nach Norden zogen und von den früheren Genossen in strenger Scheidung gehalten wurden. Die Menschenrassen waren noch unseß, wandlungsfähig: eine Veränderung stärkster Art mußte eintreten; und wenn Jahrhunderte später die im Norden ausgebildete Rasse wieder mit der im Süden in Berührung trat, dann mußten zwei fremde Kulturen in Kleidung kommen, so stark von einander verschieden, daß die Spuren der Gegensätze irgendwie uns in den Funden kenntlich sein müssen.

Das sind sie. Die Kulturgeschichte unterscheidet eine ältere und eine jüngere Steinzeit. Die beiden Kulturen, die sich da der Wissenschaft in immer größerer Schärfe von einander abheben, sind nichts Anderes als: die zurückgebliebene Kultur der alten Zeit und die veredelte jüngere der Nordlandwanderer.



Schiller und Lotte.

Goethe pflegte zu sagen: „Der Patriotismus verdirbt die Geschichte“; er meinte dabei patriotische und loyale Ruhmredigkeit, die heute ein gewolltes Hauptprodukt des Unterrichtes in höheren und niederen Schulen ist. Auch auf anderen Gebieten sind allerlei Sagen, Entstellungen und Fälschungen groß geworden, weil viele Jugend- und Volksbildner der bloßen Wahrheit nicht genug erziehlische Kraft zutrauen, sondern sie erst noch bekleiden, bemalen, feistren und herausputzen möchten, damit sie für die Schulschöbe, die „Familie“ und das „Volk“ schön genug werde. Andere Pädagogen werden dann an dieser Sünde mitschuldige, weil sie lehren, reden und schreiben, ehe sie die wirklichen Thatsachen kennen zu lernen Zeit und Gelegenheit hatten. Das Gerede über Schiller und Lotte gehört zu den Meisterwerken der pädagogischen Haarträuster und Perrückenmacher; die vermeintlichen Bedürfnisse der höheren Töchterchule haben hier völlig über andere Bedürfnisse gesetzt. Man brauchte einen idealen deutschen Dichter, der ein musterhaftes, sowohl poetisches als verständiges Ehehindniß mit einem tadellosen Mädchen aus guter Familie einging; Schiller und die Lengefeld können uns dies wunder schöne, echt-deutsche, tief-sittliche, ideale Vorbild bieten, während es ewig zu beklagen bleibt, daß Goethe, bei aller sonstigen Größe, uns hierin so ganz im Stich läßt.

Ja, wenn nur nicht die Urkunden über Schillers (wie über Goethes) Verhältnisse zu Frauen reichlich vorhanden wären! Wer sie liest und noch einer eigenen Auffassung fähig ist, kann sich unmöglich für Schillers Liebesleben erwärmen und über Goethe abfällig reden. Goethe, der Sage nach ein Schmetterling, der an jeder Mädchenblüthe naschte, erscheint ihm vielmehr als ein stiller, ernster Mann, der stark und tief, wahr und aufopfernd liebt, während Schillers Verhältnisse zu Frauen immer einen fatalen Beigeschmack von Eigennutz haben und sein Inneres nur ganz kurze Zeit erregen und beschäftigen. Goethe durfte aus eigenster Erfahrung sagen: „Lieben heißt leiden; man liebt nur, weil man muß“; er nahm immer wieder schwere Herzenskämpfe und große Entfagungen auf sich. Schiller dagegen schaute immer wieder nach einer reichen oder vornehmen Partie aus und erwog, während er Liebhaber der Einen war, ob nicht eine Andere ihm nützlicher oder angenehmer sein könne. Goethe hätte nie ein übles Wort über ein weibliches Wesen, das ihm Liebe entgegengebracht hatte, zu sagen vermocht; wie Schiller über Frau von Kalb schrieb, als er sie kaum abgeschüttelt hatte, kann man in seinen Briefen nachlesen. Man tadelt Goethe, daß er eine verheirathete Frau, Charlotte von Stein, liebte; aber Niemand bezweifelt, daß hier der Dichter unter Zwang und Nothwendigkeit stand und daß er um dieser Liebe willen zehn Jahre hindurch viele Schmerzen und Entbehrungen ertrug. Schiller hat zu zwei verheiratheten Frauen ein Verhältniß gehabt, zu Charlotte von Kalb und Karoline von Neulwitz, und zwar unmöglicher Weise, denn seine Liebe zu ihnen war keine unbezwingliche, von den Göttern aufgelegte. Und um nun zu Lotte von Lengefeld zu kommen, so darf man wohl behaupten, daß Schiller sie nicht geheirathet hätte, wenn sie nicht adelig und etwas bemittelt gewesen wäre. Warum hätte er es auch thun sollen, da er während des ganzen Brautstandes nur lauwarne Gefühle für sie hatte und sie nicht halb so sehr liebte oder bewunderte wie ihre an einen Herrn von Neulwitz unglücklich verheirathete Schwester Karoline?

Die Ehe fiel allerdings gut aus. Es war nicht gerade das Ideal einer Ehe — Das muß man in damaliger Zeit bei Herder und Karoline Flachsland oder bei Boß und Ernestine Voie suchen — aber Schillers hatten sicherlich eine gut bürgerliche Hausgemeinschaft. Jeder weiß, daß die schönsten Liebschaften oft in der Ehe einen üblen Ausgang nehmen, daß dagegen manche Paare ganz vortrefflich leben, die nur durch wirtschaftliche Spekulationen oder durch das Los einer Herrnhutergemeinde zusammengekommen sind. Sollte die Lehre gelten: Gut ist, was glückt, so könnte man beim Heirathen überhaupt nicht moralisch sein, denn im Vorhersehen der Zukunft irren sich die Weisheitesten. Aber die Ethik darf nicht mit der Lehre, wie man beim Roulette-Spiel gewinnt, verwechselt werden; sie verlangt vielmehr von uns, daß wir stets nach unserer höchsten Erkenntniß handeln; ihr erstes Gebot ist Wahrhaftigkeit. Sie heißt die Ehe gut, die ein wahrer Ausdruck innerer Gemeinschaft ist, und die schlecht, wo die äußerlich Verbundenen einander in der Seele widersprechen oder gleichgiltig sind.

Man verstehe mich nicht so, als ob ich Schillers Ehe zu den schlechteren zählen und mich über ihren spießbürgerlichen Charakter lustig machen wollte. Schiller fand in dieser Ehe, was er beehrte; sie genügte auch seiner Gattin: da kann sie uns späten Betrachtern auch recht sein. Nur als Ideal soll man uns dies ganze Verhältniß nicht anpreisen, nur soll man Schillers Größe, an der ich durchaus nicht zweifle, nicht auch in seinem Verhalten als Liebhaber und Gatte suchen. Sondern man soll die Wahrheit sagen, nämlich, daß der Eingang zu dieser Ehe beinahe freventlich war und daß ihr glückliches Gelingen mehr dem Zufall als etwa dem Verdienst des Dichters zuzuschreiben ist. Schiller brachte sich mit Willen in die gefährliche Lage, in der ein anderer großer Poet unjüngliches Herzleid erfuhr; ich meine Bürger, den, als er eine Weile verheirathet war, eine unbeswingliche Leidenschaft für die heranwachsende Schwester seiner Frau ergriff; Schiller wagte, die minder geliebte Schwester zur Gattin zu machen und die schönere, geistreichere, anziehendere Schwägerin, die ihn liebte, in sein Haus und seine nächste Nähe zu begehren. Es war ein großes Glück, daß Karoline recht bald von einer neuen Liebe ergriffen wurde, nämlich zum Adjutor von Dalberg, und daß sie bald von ihrem Manne geschieden wurde und den Herrn von Wolzogen heirathete, bei dem ihre Seele zur Ruhe kam. Ein Glück für Schiller möchte man es auch nennen, daß er bald schwer erkrankte, denn seine Krankheiten bedeuteten Läuterungen; sie ließen ihm auch nur noch so viel Kraft übrig, wie er für seine Arbeit brauchte, nicht mehr jenen Ueberfluß von Sehnen und Wollen, der für leidenschaftliche Liebe Voraussetzung ist. Ein drittes Glück für ihn war, daß Lotte in ihre neuen Aufgaben recht schön hineinwuchs; es würde ja viel weniger gute Ehen geben, wenn nicht viele Frauen erstaunlich biegsam und bildsam wären, so daß sie von ihrem Manne nicht nur einen neuen Namen, sondern fast eine neue Natur annehmen.

Doch ich will nicht fortfahren, meine eigene Meinung zu sagen, sondern aus einer neu erschlossenen Quelle schöpfen. Diese Quelle ist der „Briefwechsel zwischen Wilhelm von Humboldt und seiner Braut Karoline von Dacheröden“, den Anna von Sydow bei Ritterer herauszugeben angefangen hat. Fräulein von Dacheröden, die in Erfurt wohnte, war mit den Vengeseids in Rudolstadt gut bekannt und mit Karoline von Deulwig innigst befreundet; Beide gehörten zu dem schwärmerischen Tugendbund, dessen Mitglieder keine Geheimnisse vor einander haben durften. Die

Dacheröden sah das Verhältniß beider Schwestern zu Schiller entstehen, lernte den neuen Freund auch bald persönlich kennen, beobachtete sein Verhalten gegen beide Schwestern bei Zusammenkünften in Weimar, Lauscha und Erfurt und unterhielt mit der Beulwitz den intimsten Briefwechsel. Ihre und Humboldts Einträge und Mittheilungen dürfen wir aber namentlich auch deshalb hoch bewerten, weil beide Menschen von vornehmster Gesinnung waren. Sie sind immer bereit zu Anerkennung und Wohlwollen, zu Gefühlen also, deren Bethätigung wir in Schillers Briefen aus dieser Zeit schmerzlich vermissen. Schiller fand an dem jungen märtischen Edelmann damals fast so viel auszusagen wie an Goethe; er ahnte nicht, daß diese beiden in einigen Jahren seine werthvollsten Freunde und Berater sein würden.

Humboldt war um Neujahr 1790 in Weimar und blieb etwas länger dort als seine Braut. „Hier war eine eigene Existenz“, berichtet er nach Erfurt. „Schiller wurde in den ersten Stunden vertraut. Das heißt: er gerirte sich nicht. Aber die Art, wie sie unter einander sind, drückt mich oft. Wenn ich Karoline ansah, über ihn hingelehnt, das Auge schwimmend in Thränen, den Ausdruck höchster Liebe in jedem Zug, — ach, ich konnte Dir nicht schildern, wie mirs dann ward. Denn es war kein freies Neufiern, kein Hingeben in die Empfindung; Alles gehalten, gespannt. So viel Fähigkeit, zu geben und zu genießen, und die gehemmt! Wenn es nun so fortgeht, denk' ich immer, tötet endlich das ewige Hemmen die Kraft; es stirbt hier, was in sich so befestigt, so viel Schönes erzeugt hätte, und man sitzt endlich wie der Adler mit gelähmtem Flügel am Strande des Meeres und blüht zur Sonne und vermag kaum mehr den Gedanken zu fassen: Ich war einst da. Lotten giebt die Liebe kein Interesse; sie war an seiner Seite wie fern von ihm. Er gegen Beide? Hast Du ihn nie Karoline küssen sehen und dann Lotten?“

Karoline von Dacheröden hat die selbe Besorgniß: „Lottes und Schillers Hochzeit wird bald sein. Vielleicht ist sie gar hier. Ich arbeite daran, denn ich zweifle, ob mich mein Vater wird hinarbeiten lassen, und es liegt mir unendlich viel daran, bei Karoline zu sein. Sie will dann ein paar Wochen bei mir bleiben und ich glaube, Das ist gut für beide Schwestern. Wie sonderbar hat das Schicksal Dieses verschlungen! Doch nein: sie haben sich selbst Vieles verwirrt. Es ist nun zu spät, Etwas zu ändern; das Erträglichste aus Dem, was ist, zu machen, bleibt allein zu thun übrig. Karoline hat mir versprochen, es mit Beulwitz so gehen zu lassen, ohne eine Erklärung zu haben. Lotte ist aus ihrer Sphäre herausgerissen. Sie war gemacht, in einem engen Kreis von Empfindungen zu leben, und sie wäre glücklich dabei gewesen und hätte nichts darüber gedacht. Man hat ihr das Höhere gezeigt und sie hat danach gestrebt, ohne das innere Vermögen zu haben, es zu genießen, das sich nie giebt. Ich bin sehr traurig um Karolinen; ich fürchte, sie geht noch bei diesem Verhältniß zu Grunde. Eine Unerklärbarkeit bleibt mir Schiller hat er nie Karolins Liebe empfunden, wie konnte er mit Lotte leben wollen? Hat er sie gefühlt, so nahm er die Verbindung mit Lotte nur als Mittel an, mit Jener zu leben. O, möge die Zeit Dies freundlich lösen!“

Auch Humboldt sieht hier den Beginn einer Tragoedie; der Gedanke aber, daß Schiller die ledige Schwester heirathe, um die verheirathete mitzubekommen, widersprecht ihm. Er schreibt: „Hätte er gar nicht Karolins Liebe gefühlt, so hätte er Lotte eben so wenig genommen, als wenn er sie ganz gefühlt hätte. Aber

wie, wenn er anfangs nur Neigung fühlte, Wunsch, sich nah zu bleiben, Freundschaft; wenn er nun Lottes Heirath nicht als Mittel, aber jenes als Mitvortheil bei der Heirath ansah, wenn selbst Das, ihm selbst unbewußt, Lotte mehr Werth bei ihm gab, wenn er (er hat gewiß wenig Weiberkenntniß) Lotte für mehr hielt?

„Woer voit ender Trän weniger Vorbedr? wem man gar 'nich' 'neßl,' laßt 'na' mit jedem Weib erträglich leben; wenn man liebt, ach, mit wem dann? Nein, Schiller ist jugendlich, unerfahren, hat gefehlt und wird zu hart büßen, weil er Die, an der seine ganze Seele hängt, nicht glücklich sehen wird. Aber er konnte nie Lotte bloß als Mittel ansehen; er ist zu delikat, zu edel dazu.“

Darauf berichtet die Dacheröden: „Ueber das Verhältniß zwischen Karoline, Schiller und Lotte bin ich ruhiger. Es war etwas Unheimliches in mir und ich habe mich mit Schiller schriftlich explizirt. Daß Lotte ihm nichts als Mittel gewesen ist, um es möglich zu machen, mit Karoline zu leben, ist mir sehr klar; aber die Indelicateffe, die ich ihm schuldgab, fällt weg, wenn sich Schillers Herz ganz entfaltet, wenn man seinen ernstern Willen sieht, Lotte deunoch so glücklich zu machen, als sie es je sein kann.“

Manche Tragödie wird durch lustige Szenen unterbrochen; so auch hier die Sorge des einen Brautpaares um das andere. Humboldt berichtet aus Berlin: „Der Oberforstmeister Schönfeldt jagte mir neulich: Wissen Sie wohl: Fräulein Vengefeld thut eine empfindsame Heirath. Es ist ein jenaischer Professor. Er macht Verse und ist Alchymist. Wünsche doch Lotte viel Glüd zu dem Gold, das er machen wird. Mein Johann hat noch etwas Schöneres über ihn gesagt. Er beklagte sich bei mir, Schiller hätte ihm kein Trinkgeld gegeben. Ich versicherte ihn, es wäre doch ein sehr guter Mann. Ja, jagte er Das kommt auf den Liebhaber an.“

Mitte Februar waren Schiller und die beiden Schwestern bei der Freundin in Erfurt; die Dacheröden wurde nun noch etwas ruhiger über die Zukunft ihrer Gäste, wenn auch nicht ganz ruhig. Sie wäre gern bei der Hochzeit gewesen, um ihrer Herzensfreundin Karoline in diesem schwersten Moment nah zu sein, aber der Vater erlaubte ihr die Reise nicht. Sie schreibt am einundzwanzigsten Februar dem Geliebten: „Schiller hat seine Lage, sein schweres, vielleicht einziges Verhältniß gegen Beide ganz durchschaut. Ich habe mich bei seinem Hiersein davon überzeugt. Karolinen Ruhe gründet sich auf die Zufriedenheit, das Glüd ihrer Schwester. Die Zeit muß Das ausreifen. Lotte hat mir diesmal besser gefallen; sie ist doch ein sehr gutes, weiches Wesen und mit einer feinen, guten Behandlung wird sich noch Manches aus ihr machen lassen. Da es ihr an eigenem Charakter fehlt, ist es so am Besten; sie wird die Eindrücke annehmen, die man ihr giebt, und es wird leicht sein, ihr einen Wirkungskreis zu schaffen, in dem sie sich ihrer Thätigkeit freut.“

Am zweiundzwanzigsten Februar (1790) fand die Hochzeit statt. Ich nannte schon die beiden äußeren Ursachen, durch die Schiller in dieser so bedenklich begonnenen Ehe vor bösen Folgen behütet wurde. Karoline von Beulwitz wurde in ihrem Gemüth zunächst durch die Heimkehr ihres ungeliebten Gatten, der auf Reisen gewesen war, dann aber durch eine neue Leidenschaft beschäftigt. Sie gehörte zu denen, die heiß und tief lieben, aber nicht treu sind, weil sie nicht eigentlich eine bestimmte objektive Person, sondern vielmehr ihr selbstgeschaffenes Ideal lieben,

das sie mit verschiedenen Personen verbinden können.^{*)} Sie war ja eine Dichterin von nicht geringen Gaben. So erglöhete sie nun für den Roadjutor, in dem man den künftigen Kurfürsten von Mainz sah, der Schiller und manchen Andern aus allen Nöthen ziehen sollte. Karolinens neue Leidenschaft beruhigte natürlich auch das Ehepaar Schiller. Am ersten Mai schreibt die Dacheröden: „Lotte ist gar dröblig; sie hat viel Mutterwitz. Schiller scheint glücklich mit ihr zu sein, ruhiger in seinen Gefühlen für Karoline, und Lotte giebt es so eine Sicherheit, Karolinens Seele so unbeschreiblich auf Dalberg gerichtet zu sehen.“

Dann kamen Schillers schwere Erkrankungen. Er lebte nun fort als Einer, der dem Tode ins Auge geschaut hatte und der noch eine große Arbeit thun wollte, ehe der Tod das nächste und letzte Mal auf die Schwelle trat. Er wurde edler und reiner und verzichtete doch zugleich auf viele Ideale, die dem jungen, wachsenden Menschen heilig sind. Den Kummer über diese Entwicklung drückt Karoline von Dacheröden in einem Bericht vom zehnten Februar 1791 aus: „Ueber Schillern wollte ich lang schon schreiben. Du glaubst kaum, wie gehindert er ist. In sich mag er ruhiger, vielleicht in einem gewissen Sinn glücklicher sein, doch konnte ich über einige Dinge nicht mit ihm reden, ohne schmerzlich bewegt zu werden, so über das Verhältniß von Lili (Karoline von Bentwig) zu Dalberg. Er sprach darüber, als ob sie Etwas thun könnte oder thun müßte, um eine gleichmäßigere Ruhe in sich zu erhalten, und ich fühlte, daß einige Seiten in ihm nicht mehr tönten. Er schien nicht zu empfinden, daß es Dinge giebt, die man thut oder nicht thut, nicht, weil man will, sondern, weil man muß. . . Ueber alle Ideen hoher, einziger Liebe fühlte ich ihn herabgestimmt; seine ganze Seele lebte in anderen Gefalten, er war in jenen eigentlich fremd geworden, und wenn er Momente lang tiefer in mein Herz sah, als ich es wollte, so fühlte ich an ihm, an seinem Lächeln, seinem Händedruck, daß er diese Erscheinungen holbe, freundliche Traumgestalten nannte. Er sprach einmal mit mir von Lottchen und seiner Art, mit ihr zu leben: so recht im Ton der Ruhe, nicht der Resignation. Er sagte sogar, wie er sich überzeugt hätte, daß er mit Karolinem nicht so glücklich gelebt haben würde wie mit Lottchen; sie würden Einer an den Andern zu viele Forderungen gemacht haben; und (mit einem Wort) ich fühlte, daß sein Herz keinen Wunsch mehr macht, den Lottchen nicht erfüllen könnte. Lottchen selbst ist mehr geworden. Ihre Empfindungen haben an Innigkeit gewonnen, ihr Wesen tönt in einem volleren Klang.“

Gumboldts Antwort hierauf ist auch noch lezenswerth; sie schließt mit einem seiner gütigen, tiefen Gedanken, aber auch sie beginnt mit dem Protest der Jugend gegen die Erfahrung, des Gefühls gegen den Verstand, des Liebenden, dem seine unfreiwillige Liebe das Herrlichste der Welt ist, gegen den Arbeiter, dessen Lust es ist, seinen Willen in Werke umzuwandeln. „Was Du mir von Schiller schreibst, hat mich tief geschmerzt. Daß man die schönsten Wesen hinwelken, die größten Menschen herabsinken sehen muß! Wenn ich ihn mir denke, wie er war, als ich die vier Tage mit ihm in Jena lebte! Wie voll der glühendsten Empfindungen,

^{*)} Sie hörte übrigens nie ganz auf, Schiller zu lieben; nach dem Tode des Dichters fand Henriette von Nebel den Schmerz der Witwe „zwar tief, doch sanft“; sie schrieb: „Die Wolzogen ist viel heftiger.“

wie beschäftigten Herzens; und nun will er, daß man sich einengen, hemmen soll, was die Natur ungehemmt wollte; nun lächelt er über tief empfundene Wahrheit wie über ein freundliches Wahnbild. Ich glaube gern, daß Lolo besser und mehr geworden ist. Aber genügen konnte sie Schiller nicht, wie er damals war; und nun hat sie ihn herabgestimmt. Daß Schiller nicht einzig für diese Gefühle geboren sei, bemerkte ich schon in Jena. Vorzüglich fiel mir auf, daß er die Empfindungen Anderer nicht genug respektirte; und wenn Das ist, dann hat ein Mensch keine reine, lautere Verehrung für dies innere Leben des Herzens. Ich habe damals mancherlei Unterredungen mit ihm gehabt, in denen mir Das sehr deutlich war und deren ich mich noch sehr lebhaft erinnere. Besonders einer über die Verknüpfung der Sinnlichkeit mit der Liebe. Verzeih mir, Li, man muß erst glücklich sein, um diese Verbindung als schön zu fühlen; und damals, — nein ich wußte es ja noch nicht, daß ich Das Dir war. Ich war also dagegen. Ich sagte, es müsse die schönsten, zartesten Fäden zerreißen; es sei zu heterogen, um es anzuknüpfen; allein ich kam vorzüglich darauf zurück, daß es wenigstens nicht bei Allen eine Anknüpfung zuließe; bei Weibern am Schönen freilich, wenn es gelänge, allein auch am Schwersten. Er behauptete, sie sei immer möglich und immer da; ich fühlte etwas Selbstiges in seiner Art, zu empfinden, und ich ahndete, wenn er auch sein Weib überall (überhaupt) glücklich machte, so würde sie darunter leiden. Ich weiß nicht, ob's eingetroffen ist, und ich hoffe: nein. Lolo nimmt Alles leichter an. Mit Lili wär's nicht gut gegangen. Wie die Sachen jetzt sind, ist's für Schillers Ruhe gut, daß er so empfindet. Er wäre minder glücklich mit Lolo; und Lili und Talberg. — Ich hab' ihn schon oft in innerer Seele bedauert. Allein ich verstehe auch Lili nun besser. Wahrscheinlich hätte es diese Wendung nicht genommen, wenn nicht Schiller sich so geändert hätte. Gewiß ist jetzt überall ein wahreres Verhältniß. Denn Das fand ich immer: die Empfindung ringt unaufhörlich, zerstört und schafft wieder, bis sie unabänderliche Wahrheit erreicht. Was man Antreue nennt, in den besseren wie in den gewöhnlichen Seelen, ist das Gefühl, sie nicht gefunden zu haben. Nur die beseligende Empfindung der Wahrheit verbürgt die ewige Dauer der Gefühle."

--- --

Darf man laut sagen, daß Schiller eine große, echte Liebe überhaupt nicht erlebt hat, weil er das Herz dazu nicht hatte? Er wollte wohl lieben und heirathen, aber immer um der Zwecke willen: Sinnenlust, Verbesserung des Vermögens oder Standes, behaßliche Häuslichkeit, die zur Arbeit tauglicher macht. Er begehrte von der Ehe „das wohlthätige Gleichgewicht“, dessen sich Freund Kdener in Dresden erfreute, „diese gleichförmige Zufriedenheit,“ „eine ununterbrochene sanfte Uebung in geistlichen Freuden, die einen so schönen Boden und gleichsam die Grundfarbe des Lebens machen und einem Menschen, bei dem Kopf und Herz stets beschäftigt sein müssen, heilsam und unentbehrlich sind.“ In diesem Punkt war der große Idealist eben ein egoistischer Philister. Das ist vielleicht auch der Grund, weshalb die Philister ihren Söhnen und Töchtern erzählen, das Bündniß zwischen Schiller und Lotte sei das Muster wahrer Liebe gewesen.

Weimar.

Dr. Wilhelm Bode.



Gasglühlicht.

Der Konzern der Auer-Gesellschaft, der in der Gasglühlichtindustrie mächtigste, erhält indirekt Hilfe von einem Syndikat, das Grund genug hätte, gerade gegen diese Gesellschaft vorzugehen: vom Verbands der Thoriumfabrikanten. Der Verband hat den Preis für Thoriumnitrat, einen der Hauptbestandtheile der Glühkörperfabrikation, von 53 auf 27 Mark für das Kilo herabgesetzt. Die Bedeutung dieses Beschlusses ist klar. Daß der Preis eines wichtigen Rohproduktes von einem zum anderen Tag um die Hälfte niedriger wird, muß in der ganzen Fabrikation spürbar sein; namentlich, muß man annehmen, in einer Industrie von solcher Treibhausentwicklung. Als Dr. Auer von Weisbach am Anfang der neunziger Jahre mit seinem berühmten Patent Nr. 39 162 herauskam, dessen Verwertung dann auf die Deutsche Gasglühlicht-Aktiengesellschaft überging, konnte man noch nicht ahnen, wie weit dieser Industriezweig sich dehnen werde. Bis 1898 beherrschte die D. G. A. den Markt souverän, da sie allen Konkurrenten durch Patentprozesse das Leben sauer machen konnte. Dann aber kam die Zeit, wo man vergaß, daß die Auer-Aktie einst auf 1000 gestanden hatte. Das Reichsgericht entschied in allen Prozessen zu Ungunsten der Auer-Glühkörper, die dadurch jeden Rechtschutz verloren. Der Wettbewerb konnte sich nun mit verdoppelter Intensität regen, die Glühkörperpreise sanken und die Dividende der D. G. A. ging von 60 auf 28 Prozent zurück.

Jetzt hat das Vorgehen des Thoriumsyndikates, dem die Berliner Firmen Kuhnheim & Co. und Knöffler & Co. und das Hamburger Haus Dr. Richard Stamer angehören, eine neue Lage geschaffen. Die Bedeutung des Thoriums für die Glühkörperfabrikation ist auch dem Laien bekannt. Man braucht da Baumwollgewebe, die mit Lösungen von salpetersauren Salzen der „seltenen Erdmetalle“ getränkt werden; und das Thorium hat sich als die verwendbarste Substanz erwiesen. Da es in größerer Menge nur selten vorkommt, war die Entdeckung sehr wichtig, daß es besonders in Brasilien zu findende Monazit sand thoriumhaltig ist. Der Ertrag ist zwar nicht groß, aber der Sand so reichlich vorhanden, daß die Quantität immerhin genug liefert. Der Sand wird, besonders zwischen Bahia und Rio, durch die Flußläufe aus dem Gebirge heruntergebracht, ins Meer gespült und, durch Ebbe und Fluth, wieder an den Strand zurückgeschwemmt, wo er liegen bleibt, gesammelt und nach Hamburg verfrachtet wird. In den Fabriken wird er dem „Anreicherungsverfahren“ unterworfen, das einen Gehalt von 5 Prozent Thoriumnitrat garantiert, während man früher, vor der Anwendung dieser Methode, nur etwa 3½ Prozent erzielte. Das Monazit sandgeschäft beherrschen die Firmen Edward Johnstone & Co. in Rio de Janeiro und Carlos de Freitas in Hamburg. Johnstones Theilhaber Gordon ist der eigentliche Mächer und, wie man sagt, auch für den mit dem Thoriumsyndikat abgeschlossenen Lieferungsvertrag verantwortlich. Die Monazitleute haben sich in aller Form verpflichtet, ihren Sand nur an die zur Konvention gehörenden Fabriken zu liefern; und da sie noch das Monopol haben (kleinere Unternehmer, die Monazit sand zu fördern suchten, sind damit nicht recht vorwärts gekommen), so können sie ertragen, daß der Preis jetzt sinkt und sie ihre Forderungen ermäßigen müssen. Man hat gesagt, da der Vertrag mit den Sandlieferanten bald ablaufe und eine Erneuerung nicht sicher sei, solle jetzt schon ein Druck auf die Gegenkontrahenten geübt werden; deshalb die Preisherabsetzung. So lange der Vertrag läuft, sind nämlich die Monazitherren verpflichtet, jedes gebrauchte Quantum billig zu liefern; ihre Be-

theiligung am Thoriumpreis beginnt erst, wenn das Kilo mehr kostet als 28 Mark. Das Thoriumsyndikat könnte Lust haben, den Herren Johnsons und De Freitas seine Macht zu zeigen, um sich für den neuen Vertrag bessere Bedingungen zu sichern.

Ob diese Vermuthung richtig ist oder nicht: daß der Preis eines Produktes von heute auf morgen um 50 Prozent verringert wird, dürfte in der Geschichte des Syndikatwesens noch nicht oft vorgekommen sein. Freilich haben die Thoriumleute mit einer von Jahr zu Jahr wachsenden Konkurrenz zu kämpfen; sind zu einer gewissen Rücksichtslosigkeit also gezwungen. Der hohe Preis (53 Mark) war wohl schon lange nur noch mühsam zu halten; der Absatz der von der Konvention gebundenen Fabriken verringert sich dadurch, daß Konkurrenten aus kleinen Sandmengen und aus der in der ganzen Welt gesammelten Asche der gebrauchten Glühkörper Thorium herstellen. Denkbar wäre, daß nun das mächtige Syndikat durch die außerordentliche Preisreduktion sich diese Konkurrenz vom Halse schaffen will. Nachher könnte der Preis ja leicht wieder steigen.

Auch die Auergesellschaft ist, weil sie sich seinem Einfluß zu entziehen wußte, dem Syndikat nicht bequem. Sie bezog ihr Thorium früher von ihrer wiener Schwester-gesellschaft, hat sich jetzt aber durch Aufnahme der Export-Gasglühlichtgesellschaft m. b. H. in Weiskensee und der Chemischen Fabrik Germania, die sich mit der Herstellung von Salzen und seltenen Erden befaßt, eine eigene Thoriumquelle geschaffen, aus der natürlich auch die zum Auerconcern gehörende Aktiengesellschaft für Gasglühlicht-Industrie Richard Feuer & Co. in Schöneberg gespeist wird. Diese Konzentration von Glühkörper- und Chemischen Fabriken ist nicht nur den unmittelbar konkurrierenden Unternehmen, sondern auch den der Konvention angehörenden Thoriumfabriken gefährlich. Von der Preisermäßigung wird die Auergesellschaft zunächst nicht betroffen; vielleicht verringert sich dadurch sogar die Zahl ihrer Konkurrenten. Mag aber auch der Preis für Glühkörper jetzt schon so niedrig sein, daß er eher einem Thoriumpreis von 27 als einem von 53 Mark entspricht: die wesentliche Verbilligung des Rohmaterials wird trotzdem einen weiteren Rückgang der Fabrikpreise bewirken, weil kleine Fabriken wohl nicht so viel theures Thorium liegen haben, daß sie sich jetzt nicht billig einkaufen und dann die fertige Waare zu Schleuderpreisen auf den Markt werfen können. Schaden haben in erster Linie die Unternehmer, die den Rohstoff zu dem hohen Preis in großen Mengen eingekauft haben; sie müssen Abschreibungen machen und erleiden außerdem durch den Rückgang der Preise für fertige Glühkörper Verluste. Doch beweist die prekäre Lage kleiner Fabriken (erst neulich wieder mußten zwei Firmen ihre Zahlungen einstellen), wie schwierig es schon unter den bisherigen Konkurrenzverhältnissen war, das Geschäft über Wasser zu halten. Das Beispiel der D. G. A. hat fünf andere Gesellschaften veranlaßt, sich zu einem Syndikat zusammenzuschließen, das für einen so gefährlichen Wettbewerb aber wohl kaum stark genug ist.

Nur eine Preiskonvention könnte helfen. Die Fabrikanten müßten sich in dem Beschluß einigen, den Preis der Glühkörper nicht unter einen bestimmten Mindestsatz gehen zu lassen; nur dadurch wäre auf die Dauer den Folgen starker Preisunterbietungen vorzubeugen. Der Versuch, zu einer solchen Konvention zu kommen, ist in der vorigen Woche gescheitert; trotzdem nur wenige Fabrikanten an der Besprechung überhaupt theilnahmen, wurde man nicht einig. Natürlich (Das hatten auch die Einberufer der Versammlung erkannt) ist nur, wenn alle Firmen der Gasglühlicht-industrie sich der Preiskonvention unterwerfen, Etwas zu erreichen. Nur das Bewußtsein dringender Nothwendigkeit kann zur Einigung führen. Die D. G. A. hat an

den Verhandlungen nicht theilgenommen und würde sich wohl nicht so leicht durch eine neue Konvention binden lassen. Wie schwer Unternehmen von verschiedener Grundlage und Interessentrichtung über Sonderwünsche und Gegenstände aller Art hinwegkommen, bewies das Fiasko eines früheren Einigungsversuches. Damas sollte ein Mindestpreis von 140 Mark für 1000 Stück Glühkörper festgesetzt werden. Diese Absicht kam früh zur Kenntniß einer großen Firma, die nun, kurz vor der geplanten Konferenz, ihre Agenten beauftragte, für 138 Mark so viele Abschlüsse wie irgend möglich zu machen. Damit war die Wirkung des in Aussicht genommenen Minimalgesetzes schon verringert. Wo mit solchen Mitteln gearbeitet wird, kann das Geschäft nicht auf eine vernünftige, allen Beteiligten genügende Basis kommen. Unter normalen Verhältnissen wird angenommen, daß Preisveränderungen von je 10 Mark für das kilo Thorium den Preis eines einzelnen Glühkörpers um einen Pfennig erhöhen oder erniedrigen. Der Preisrückgang von 26 Mark müßte also das Fabrikat um etwa $2\frac{1}{2}$ Pfennige verbilligen; dagegen sträubten sich die Glühkörperfabrikanten und behaupten, das Preisniveau entspreche schon längst einem Thoriumpreis von 27 Mark. Das wäre dann die Folge der Schleuderkonkurrenz und der Thatsache, daß die nicht der Konvention unterstellten Firmen ihr Thorium billiger als die syndizierten herstellen, deshalb auch billiger verkaufen konnten und ihnen die Konkurrenz, um überhaupt noch Absatz zu finden, mit der Preisherabsetzung folgen mußte.

Mit dieser Entwicklung der Dinge könnte die vom Thoriumsyndikat unabhängige Auergesellschaft nun eigentlich ganz zufrieden sein. Und doch fallen ihre Aktien an der Börse. Im Januar ist der Kurs um 15 Prozent zurückgegangen. Der in letzter Zeit bei der Gesellschaft sichtbar gewordene starke Kapitalbedarf, der mit etwa vorhandenen Kursgewinnwünschen des Herrn Kommerzienrathes Koppel nicht genügend erklärt wäre, scheint Manchen vor die Frage gestellt zu haben, ob die Konzentrationsbestrebungen der D. G. A. nicht etwas post festum kommen. Die Zeiten der Dividenden von 130, 100, 80 und 60 Prozent sind vorüber; jetzt begnügt man sich mit kleinerem Gewinn und war doch enttäuscht, als statt 24 nur 20 Prozent (gegen 12 im vorigen Jahr) vertheilt wurden. Die Erweiterung des Konzerns erfordert immerhin große Mittel; und die Bilanz vom dreißigsten Juni 1905 zeigte eine so starke Anspannung, daß man fragen konnte, ob die Steigerung des Absatzes mit solcher Verschlechterung des Status nicht zu theuer erkauft sei. Das Anwachsen der Vorräthe um beinahe 300000 Mark und das hohe Konto der Debitoren, die, statt 561671 Mark im Jahr 1904, 918264 Mark schuldeten, ließen auf eine schlechtere Qualität der Kundschaft schließen. Die Absatzsteigerung ist also mit Opfern erkauft, deren Unvermeidlichkeit durch die vorhin geschilderte Lage des Gasglühlichtmarktes wohl bewiesen ist. Jetzt sind neue Geldmittel beschafft worden (das erst im Februar 1905 um 750000 Mark erhöhte Aktienkapital wurde Ende des Jahres, um 746000 Mark, auf 3,90 Millionen vermehrt), mit denen zunächst das Bankhaus Koppel einen Theil seines Guthabens realisiren konnte und die außerdem eine Verstärkung der Betriebsmittel ermöglichen sollten. Für die Aktionäre bedeutet ein Anwachsen des Aktienkapitals oft eine Verschlechterung der Dividendenchancen; besonders natürlich, wenn die Marktlage ungünstiger wird. Vielleicht sind die Auer-Aktionäre sehr zufrieden, wenn sie im nächsten Jahr wieder 20 Prozent Dividende bekommen. Die Osmiumlampe, die alles im Glühkörpergeschäft Verlorene ersetzen sollte, hat einstweilen lange noch nicht so gute Aussicht wie der Auerstrumpf. Und die verschärzte Konkurrenz wird, trotz allen Beschlagen, wohl zu neuer Preisermäßigung zwingen. P a d o n.

Theaternotizen.

Am zweiten Januarheft, als ich von der Technik des Herrn Frank Wedekind sprach, erwähnte ich die von dem münchener Professor Crusius überlieferten Mimiamben des Herondas. Jetzt hat Herr Dr. Wexler, ein wiener Dozent, mir seine (jüngere, bei Kongen in Wien erschienene) Uebersetzung geschickt. Sie scheint mir sehr gelungen. Der wiener Philologe hat Sprachgefühl, Witz und Scheut, wo der Sinn es fordert, nicht in ängstlicher Hüftlerpruderie das moderne Sprichwort, den derben Ausdruck des Kleinleutenverkehrs. Ich wünsche dem Büchlein Leser; und will aus der Vorrede ein paar Sätze abdrucken. „Der alte Mimus der sizilisch-unteritalischen Griechen (eben so benannt wie der fahrende Künstler, der ihn der schaulustigen Menge vortrug) schlug ins Gebiet des Stegreifes und war dem Untergange geweiht, weil ein literarisches Interesse, das seine Fixirung vorgelesen hätte, zu spät erwachte. So haben wir, denen nur Titel und Exzerpte überkommen sind, von den Mimen Sophron's, dieses originellen Kopfes und liebevollen Zeichners heimischer Volkstypen, nur ganz oberflächliche Vorstellungen. Heute, da der aller Verachtung werthe Mimograph Herondas von den Toten erstanden ist, sehen wir unser Wissen von einem bisher nur zu dunklen Kunstgebiet erweitert. Nach neunzehnhundertjähriger Grabesruhe ist die vierzig Spalten umfassende Schriftrolle, die man der Mumie des Sarapus, Sohnes des Sarapion, gestorben im Jahre 13 vor Christi Geburt, mitgegeben hatte, zu Deyrut in Egypten wiedergefunden und zuerst von englischen Gelehrten lesbar gemacht worden. Neben sieben vollständigen, in Hinkjamben abgefaßten Gedichten von durchschnittlich neunzig bis hundert Versen Umfang enthält sie Reste eines achten Gedichtes („Der Trauer“) und eines neunten („Frauen beim Fahrenrühstild“). Wir lernen in Herondas einen Freund und Bewunderer der Kunst des großen Verjsten Apelles kennen. Dies und Anderes stellt ihn in die Regierungsjahre des zweiten ptolemäischen Herrschers, vielleicht auch noch des dritten. Ob er selbst am Hof dieser Könige weilte, bleibt fraglich; und die Bestimmung seiner Heimath wird auch durch den für den Jambographen traditionellen Gebrauch der ionischen Mundart wesentlich erschwert. Die Lokalsipuren der Handlungen führen nach dem Ostrande des aegaeischen Meeres, besonders deutlich nach der Insel Kos, die gerade damals ein Brennpunkt literarischer Bestrebungen war. Was Herondas darstellen will, ist, um mit Dickens zu reden, every-day life and every-day people. Die Fabeln, hat Zielinski mit Recht gesagt, sind einfach und alltäglich; hohen Schwung der Gedanken und schönen Stil dürfen wir nicht fordern; jede moralische oder satirische Tendenz ist ausgeschlossen. Dem Dichter liegt jede Nebenabsicht fern; er scheint zu dem Leser zu sprechen: Interessiren Dich die Gespräche von Gevatterinnen, Betschweftern, bösen Müttern, strengen Schulmeistern und schlimmen Hahnenhandwerkern und dunklen Ehrenmännern, dann greife getroßt nach meinem Buch. Doch darfst Du nichts Anderes darin suchen als die nackte Wahrheit. Meine Helben reden zwar in Versen, sind in allem Uebrigen aber das getreue Konterfei der Leute, die Du auf der Straße und im Kramladen, auf den Tempelstufen und in der verfallenden Hütte siehst.“ Also ein Naturalist aus der Zeit des Ptolemaios Philadelphos (dem die Vollendung der Alexandrinischen Bibliothek zu danken ist). Nur schnell noch ein Proöchen. Battaros, der Vorbellwirth, steht vor Gericht und klagt gegen den Fremdling, der in sein sauberes Haus einbrach und ein holdes Mägdelein zu entführen suchte; klagt in so feierlichem Ton und mit so gründlicher Kenntniß der Strafnormen, als handelte sich um die würdigste Sache. Auch seine Richter kennt er; und sein Haupttrumpf ist deshalb die Vorführung der mißhandelten Schönen. Wenn die

Richter meine Myrtale sehen, dann, denkt er, entgeht mir die Fußgebühre nicht. Komm, ruft er, Kleine, komm, liebes Myrtlein (so nennt er sie neckisch), zeig' Dich frei:

„Du brauchst Dich nicht zu schämen, Kind!
Die Herren sind Dir wohlgesinnt
Wie Väter oder Brüder. Schaut,
Wie er des Mädchens zarte Haut,
Der Tugendbold, verrungentret
Und niederträchtig maltrairt,
Als sie nicht gleich zu Willen war.
Ja, wäre nicht sein graues Haar,
Ich hätte mir ihn ausgeliehn

So gründlich, daß er Blut gespien!
Du lachst? Ich sag's denn rund heraus:
Ich bin ein Schubias und mein Haus,
Daß, als mein Herr Großvater starb,
Mein Vater erbgeredet erwarb,
Ins dritte Glied ein Lasterpfluß.
Drin waltet über dem Gebuhl,
Der vor Euch steht. Doch wer mich reizt,
Dem wird gebührend eingeheizt.“

Für unsere Cabarets, deren Lieder und Späße oft zum Erbarmen sind und die in den Großstädten jetzt doch mehr Zulauf haben als manches Theater, wäre aus dem alten Minus wohl nützliche Anregung zu holen. Herr Webefind macht's freilich besser als vor zweitausend Jahren der Mann von Ros (Brigitte B., das hamburgere Abenteuer, die gemordete Tante, die Schauerermär von der Entstehung des naturalistischen Dramas), muß aber, wie Donnay, Lanedan, Gyp, die Dichter der Vie Parisienne und wie der Sexualspötter des „Reigen“, zu den Erben des Herondas gerechnet werden. Schon wegen einzelner Szenen aus der Kindertragedie „Frühlings Erwachen“. Und wie trägt er seinen Minus und seine Chansons vor; mit welcher klugen Inbrunst! Ich möchte die Karrenlieder in Twelfth-Night von ihm hören; die Lieder von Hanschen, dem Teufel und seiner Großmama, vom Regen, der regnet seglischen Tag. (Da der Direktor Reinhardt ihn engagirt hat, hören wir sie vielleicht bald von ihm. „Was Ihr wollt“ wäre im Deutschen Theater, mit den Damen Sorma, Höflich und Eysoldt, den Herren Engels, Kaykley, Schildkraut, Bahmann, sehr gut zu besetzen; und der neue Mann, der so meisterlich zur Laute zu singen versteht, ist für diese Karrenrolle der beste, den man erdenken könnte.)

Ihn zu erwähnen, wäre eigentlich auch in der vorigen Woche Pflicht gewesen; als ich von dem Blashüttenmärchen des Herrn Hauptmann sprach, auf manche Ähnlichkeit mit Webefinds Poetenmärchen „So ist das Leben“ konnte hingewiesen werden. Merkwürdig, daß Leute, die Hauptmanns Drama rühmen, Webefinds hart tadeln. So innig wie das des Schlesiens ist es nicht; die Intensität des Naturempfindens ist geringer und wir sehen im Riesengebirge zwei Gestalten, die der Volkdichter nicht machen könnte. Dafür ist seine Sprache stärker und das Ganze klarer. Beides leider halb nur fertig gemacht und besonders sprachlich nicht mit der gehörigen Liebe betrent. Den „rasenden giftigen Jahn“ habe ich schon citirt; doch giebt's noch andere schlimme Stellen. „Die letzte“, „Veritable Goldhäufchen“, „Antiquarisch aufgehängte alte Rümpfe“, „Du heiliger Hauch, o zünde nicht in meiner Brust die Feuersbrunst der Bier und wilden Lüste auf, daß ich, Saturn gleich, nicht die eignen Kinder schluden muß.“ (Wobei noch nicht das Beste ist, daß Kronos, für den nach Admerat hier Saturn gesetzt ist, seine Kinder ja nicht aus Bier verschlang, sondern, weil Frau Gaeta ihm prophezeit hatte, eins seiner Kinder werde ihn erschlagen.) Nur die Hast kann solche Mängel erklären. Doch Herr Hauptmann wird Alles verziehen. Wie ist einem tastenden Talent so zärtlich der Weg geebnet worden. Die Reichsten und Zeitgemähesten haben es nicht so leicht gehabt; nicht Schiller und nicht Victor Hugo, der 1830 doch Alles mitbrachte, was die Stunde begehrte. Was der Schlesiens thut, ist wohlgethan. Im vorigen Jahr gab er uns „Elga“; eine neun Jahre vorher in drei Tagen entstandene Skizze, von der er öffentlich sagte, sie sei „durch eine Novelle von

Grillparzer angeregt worden.* Angeregt? Er hatte Grillparzers Novelle „Das Kloster bei Sendomir“ dramatisirt und an dem Original nicht mehr geändert, als in solchem Fall üblich ist. Jedem Andern hätte mans vorgeworfen; er hörte keine Tadelswörtchen. Neun Jahre lang hatte er die Dramenskizze selbst für unaufführbar gehalten; nicht einmal des Druckes würdig. Nun kam sie aufs Theater; und wurde von den Getreuen für ein Meisterwerk erklärt. Ein paar starke Stellen sind drin. Erstens aber stört der Einfall, den Ritter ein fremdes Schicksal träumen zu lassen (bei Grillparzer erzählt Starschenki, als Mönch, sein eigenes Erleben), die innere Einheit; und dann ist das Ganze doch zu fleischlos, zu sehr dürres Exerzitium, als daß mans loben dürfte. Von Psychologie, von vorbereitender Dramaturgenkunst kaum die Rede sein; nur derbe Spannungstreize wirken, die gerade von der Hauptmannngarde sonst doch streng verpönt werden. (Manches Werk Jüngerer, Calenbergs „Leidenshaft“ und „Blaubart“, Bollmoellers „Katharina von Armagnac“, hätte viel besseren Anspruch auf die Bühne.) Ich las „Elga“ jetzt wieder und hatte wieder den Eindruck, daß man eine so flüchtige Skizze keinem Andern passiren ließe. fand übrigens eine Stelle, die schon auf die Pippastimmung hinweist. Starschenkis Vision. „Ich träumte von einem jungen Weibe. Das Weib war nackt und es tanzte die ganze Nacht. Sie tanzte, tanzte, tanzte auf eine qualvolle Weise vor mir. Der kalbleiche, geisterhaft blasser, wie vor Entsetzen blasser Mond schien über ein weites, gebirgiges Land. In diesem weiten, gebirgigen Land, das war wie ein im Sturmerstarrtes Meer, wuchs nichts; kein Halm, weder Baum noch Strauch. Es kam mir im Traum vor, als seien die Berge gethürmt und die Thäler gefüllt mit Menschenknochen und Menschenhädeln. Darüber tanzte das Weib. Aus ihren Augen hervor kam zuweilen ein Licht, das den Mond verdunkelte. Aus ihnen hervor quoll dann wieder der Tod und die Nacht. Sie konnten die Thäler und Berge grünen machen mit einem Blick. Da flossen die Bäche, da sangen die Birken zu duften an.“ Ungefähr so spricht nun die Glashüttenmenschheit. (Der alte Mann, der die Menschenseelen wie „Gondelschiffchen“ hinjahren läßt, hat Goethes „Geistesgruß“ gelesen: „Mein halbes Leben stürmt' ich fort, verdeckt' die Hälft' in Auf; und Du, Du Menschen-Schifflein dort, fahr' immer, immer zu!“) Wunderlich auch hier schon die Neigung zu dunklen Redewindungen, aus denen es bedeutend klingt, in die der Sinnenfucher aber nicht einzudringen vermag. Ein Schillerprolog (aus dem vorigen Jahr) beginnt mit den Versen: „Nar, in dem weißen Schein der Witternacht, erstrahlen weiße Gipfel: weit hinein ins Land und weit hinaus und weit hinaus, und aus der dunklen Meinheit niederwärts quellen die goldenen Brunnen uns: die Sterne!“ Und von Schiller wird gesagt: „Sein Tiefstes ist Musik.“ Von Einem, dem kein lyrisches Gedicht gelang.

Die neueste Lösung ist: Man soll nicht nach einem Sinn suchen, sondern sich an dem Spiel freuen. Auch Goethes Schlangemärchen ist nicht zu deuten (wirklich nicht?) und nur Pedanten fordern überhaupt Deutung eines Gedichtes. Auf diesem Weg gehe ich nicht mit. Gebe aber zu, daß er der einzige ist, auf dem Pippa gerettet werden kann. Was an dem Märchen irgend zu loben ist, habe ich (Manche finden: allzu eifrig) gelobt. Das Ganze aber wirkt wie das Sinnen, das aus einer Muschel in unser Ohr dringt. Ein Weischen lauscht man gern; Etwas vom Leben des Meeres schwingt in dem Weiden mit. Dann aber reißt man die Ohren; wird des sinnlosen Klingens müde. Und hier, wo Alles, was, unter der Bewußtseinschwelle, in Herz und Hirn sich regt, ans Licht gefördert werden soll, wo sogar mit philosophischen Begriffen gewirthschaftet wird, will man verbieten, den Sinn zu suchen? Damit macht man sich die Zustimmung doch allzu bequem.

Zwei Stunden lang hat sich, am ersten Abend, das Publikum der Forderung ge-

fügt. Ein Publikum, das nie weiß, was ihm gefallen darf, und, um sich nicht zu blamiren, Ergriffenheit heuchelt. Hat sogar während geklatscht; trotzdem dieses stille Stück Dem selbst, dem es entzückt, zu Beifallsgetöse keinen Anlaß bietet. Erinnerung Ihr Euch noch an Gracians Satire, in der Keiner sich aus der Wunderbude fortzühren mag, „weil Keiner sich zu der Einsicht, daß er ohne Einsicht sei, bekannte, vielmehr Alle sich für sehreinsichtig hielten, ihren Verstand ungemein estimirten und eine hohe Meinung von sich hegten“? Wie herrlich, spricht da der Bakkalaureus, der einen Esel als ein geflügeltes Wunderthier bestaunt; „welche großen Gedanken! Welche Sentenzen! Laßt sie mich aufschreiben! Es wäre ewig schade, wenn auch nur ein Jota davon verloren ginge!“ Genau so stehts um unser Theaterpublikum; wer die Presse hat, kann ihm Alles aufschwägen. Diesmal wurde der Esel ein Bischofen zu laut und nach dem schwachen letzten Akt kam die Reaktion. Hefigtiges Zischen. Wozu der Lärm? Jeder sagt, einen Sinn habe er nicht gefunden. Konnte man dann nicht ruhig sitzen und dem Rüsselgeräusch lauschen, mit Andacht oder mit begähmter Ungebuld? Und ein naives Publikum haben wir überhaupt nicht mehr. Keins, das den Ruth seiner Meinung hat. Die Leute, die nach dem ersten Abend kommen, haben die Zeitungen gelesen und wagen nicht, zu dem Rezensenten des Lokalanzeigers, der ihnen die Abgrundtiefe des Gedichtes angepriesen hat, zu sprechen, wie Grillparzer zu dem „Nachtreter“ sprach: „Du nennst ihn tief? Halt' immer Dich daran! Dem Frosch ist jeder Pfuhl ein Ozean. Wär' er so tief, wie uns Dein Mund verläundet, Du wärst der Letzte, Freund, der ihn ergründet“. Oder zu dem profunden Dichter selbst: „Du denkst und denkst! Wir wollen gern Dir's danken; doch gib Dein Denken nicht, nein: gib Gedanken!“

Die Aufführung war recht anständig; nicht mehr. Alles Reale, Greifbare gut getroffen. Vorzüglich Herr Reinhard in der kleinen Rolle des Italieners; so klug, diskret, echt wie als Japaner Bahrs. Auch Herr Brunwald, der Schnitzlers jungen Fürsten so unzulänglich spielte, als Handwerksbursh und Poet allerliebst; ein gelungener Versuch, zu stilisiren, ein Kerlchen aus Schwinds Rosenwelt auf die Bretter zu stellen. Herr Kittner, der den Michel noch fröhlicher und doch nervöser gespielt hätte (freilich ein Bischofen rund für den Kämmerling ist), mimte den alten Glasbläser, wie jeder erfahrene Spieler ihm mimen würde. Mit der „mythischen Persönlichkeit“ des alten Mann qualte sich Herr Sauer, der kein Mhetor ist und mit der kränklichen Sornehmheit, die ihn manchmal aus der Reihe leuchten läßt, hier nicht wirken konnte. Herr Reicher (der den Johannes Rosmer an Herrn Sauer abgeben müßte) war der Mann für die Sprecherrolle, für die er all seine Okkultistenandacht mitgebracht hätte. Pippa selbst, das junge Fräulein Orloff, von ediger Grazie, doch ohne leuchtenden Mädchenreiz. Wenig Individualität bis jetzt; die Sicherheit der Theaterkinder. Und, in dem geschmacklosen Anzug, Etwas vom Duft einer Hinterhauswohnung. Petite agenouillée. Das Gefühl der drei Männer, die Pippa begehren, ist doch nicht pervertirt. Daß diese allzu bretterfeste Anfängerin schon wieder zum Genie gemacht werden soll, gehört zum Ganzen. Besser als sonst im Emil Lessing-Theater war das szenische Kleid (an dem der Maler Joseph Bloch mitgewirkt hatte). Man sah bewohnbare und bewohnte Räume. Nur die Phantasie wohnte nicht drin. Deren Reich ist dem Direktor Brahm und seiner Mannschaft unzugänglich. Wir wollen doch lieber auf festem Boden bleiben, sagt er; und bleibt da, auch wenn die Dichtung Flugversuche fordert. In diesem Märchen-drama wäre die wichtigste Aufgabe gewesen, schon den ersten Akt in phantastische Stimmung zu heben. Um den Uebergang zu ermöglichen. Daß dieser erste Akt wie einer aus dem Weberdrama gespielt wurde, scheint aber keinen Rezensenten geöhrt zu haben.

Bei der Beschäftigung mit dem dunklen Glashüttenmädchen fielen mir Sätze ein, die Goethe über die dramatische Form geschrieben hat: „Jede Form, auch die gefühlfte, hat etwas Unwahres; allein sie ist ein- für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbeirten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln. Aber das Glas! Wenn nicht gegeben wird, wirds nicht erjagen; es ist, wie der geheimnißvolle Stein der Alchimisten, Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad. So einfach, daß es vor allen Thüren liegt, und so ein wunderbar Ding, daß jaß die Leute, die es besitzen, meist keinen Gebrauch davon machen können. Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, studire die Bühne, Wirkung der Fernmalerei, der Lichter, Schminke, Glanzleinwand und Plittern, lasse die Natur an ihrem Ort und bedenke ja fleißig, nichts anzulegen, als was sich auf Brettern, zwischen Latzen, Pappendedel und Leinwand, durch Puppen vor Kindern ausführen läßt.“ Auch ein Pedant? Mich dünken solche Sätze heute wieder recht lehrreich. Muß die Reise denn immer ins höchste Gewölk und in die tiefsten Abgründe gehen? Jeder sich als Weltanschauer, Weltathletiker etabliren? Jede anmuthige famistorio für ein Wunder bergendes Mysterium ausgegeben werden? Auch in Paris hats, trotzdem nicht nur Sarcey und Jaguet, sondern auch Brunetiére und Lemaitre widersprachen, einhäuslein, eine Sekte ein paar Jahre lang versucht. Und die Folge? Im Vaudoille ist Beyerleins „Papstreich“, im Théâtre Antoine gar unser braves „Alt-Heidelberg“ das Saisonstück. Bei Antoine, der zuerst die Naturalisten, dann die Symbolisten auf die Bühne gebracht hat und von dem alten Theater keinen Stein auf dem anderen lassen wollte Als ob das Theater sich enttheatralisiren ließe.

Auch bei uns sind Symptome solcher Entwicklung längst sichtbar; kommt sie, dann war aller Ehem, alles Mühen umsonst. Dann ist der londoner Theaterzustand die nächste Etape. Darum sollte man ein feines Talent nicht in Wirrnis hehen. Daß Herr Hauptmann viele Freunde hat, ist recht schön (könnte ihn aber auch nachdenklich stimmen: den ganz Großen ist nie so gut geworden); daß sie blind aber Alles, was er bringt, rühmen, ist eine Gefahr (und nicht nur für ihn). Wenn er sich bescheiden lernte, könnten ihm wunderhübsche Sachen gelingen; wenn er Weltanschauer zu dichten und zwischen Leinwänden das Kalon zu finden strebt, gleicht er immer ein Wenig dem holden Busen aus Verlichingen, der Hansens Küras umgeschnallt hat. Für solche Mummerei ist er zu schade. Daß ihm rücksichtslos zu sagen, ist nicht nur Recht, sondern Pflicht des Kritikers. Dem Freund, sagt Goethe, „dem Liebhaber der Künste, besonders dem, der sammelt und bezahlt, wird es immer unvorschriftlich frei bleiben, zu loben, zu schätzen, sich zuzueignen, was ihm persönlich am Meisten behagt; nur verlange er nicht, daß wir einstimmen sollen, ja, er zürne nicht, wenn wir ihm den Künstler manchmal zu rauben und auf andere Wege zu lenken vorhaben sollten. . . Man kann in Deutschland oft bemerken, daß Derjenige, der einen sogenannten Vieblingschriftsteller der Nation streng tadelt, immer wegen eines bösen Herzens in Argwohn steht, wenn auch seine Grundsätze und Argumente die Güte seines Kopfes ziemlich in Sicherheit seyen. . . Wir möchten mit dem Künstler sprechen und ihm Anlaß geben, das Bestmögliche, sich selbst und Anderen zur Freude, hervorzubringen. Indessen mag sich das Publikum ja an unsere Urtheile nicht kehren, lieben und verworfen, wie es der Tag mit sich bringt. Der Pädagog fragt nicht nach den augenblicklichen Einfällen der Kinder, der Arzt nicht nach der Sehnsucht und den Willen des Patienten, der Richter nicht nach den Leidenschaften der Parteien.“

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Berliner Bock-Brauerei

Act.-Gesellschaft. Tempelhoferberg u. Chausseestr. 58.

68. Ur-Bockbier-Saison 1906

Einzig! Täglich grosser Bock-Jubel! Original!

Original-Bockbier in Flaschen und Gebinden

20 Flaschen für 3 Mark an Private.

Wiederverkäufern entsprechenden Rabatt.

➔ Nur echt in Markflaschen mit 2 eingblasenen Böcken ➔

Telephon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2903, 2923



Sachsa erschienen:

Der Polnaer Ritnalmordprozess. Eine kriminalpsychologische Untersuchung auf aktemässiger Grundlage

von Dr. Arthur Nussbaum,
Rechtsanwalt in Berlin.

Mit einem Vorwort

von Prof. Dr. Franz von Liszt,

Obt. Justizrat und o. J. Professor der Rechte
an der Universität Berlin.

Gr. 8°, (VII u. 259 S.) Preis geb. M. 4. neb. M. 5.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, so-
wie direkt vom Verlag A. W. Hayn's Erben,
Berlin SW. 19, Zimmerstrasse 22

Das Nietzschebuch der Saison!!

Apollo oder Dionysos?

Kritische Studie über

Friedrich Nietzsche

Von Ernest Seillière.

Autoris. deutsche Ausgabe. 317 Seiten Gr. 8°
M. 7.—, Lwb. M. 8.50, Hfz. M. 9.—. Aus-
führliches Verlagsverzeichnis gr. franko.

H. Barsdorf, Berlin W30. r.

Halsburgerstr. 10.

Dr. Nöhring's Sanatorium

Neu-Coswig i. Sa.

für Lungenkranke

Nur für 24 Patienten I. Kl.

Winterliegehallen.

Besondere Berücksichtigung der Verdauung.



„Kupferberg Gold“ (Mainz) zeichnet
sich durch seine hervorragenden Eigen-
schaften, vorzüglichen Geschmack, leichte
Art und große Bekömmlichkeit aus,
und muß deshalb unter den ver-
schiedenen Sectmarken als unüber-
troffen angesehen werden.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Lagerbierbrauerei E. Haase, Breslau
Grösste Privatbrauerei im Königreich Preussen

Letzter Jahresumsatz:
321 882 Hectoliter

empfiehlt ihre vorzüglichen Lagerbiere als:

HAASE — Hell u. dunkel
 — Pilsener
 — Märzen
 — Bock

Anstich von Haase-**Bock** in den Spezialausschänken:



Schlesischestrasse 28.
 Klopstockstrasse 18.
 Grossgörschenstrass 10.



Stärkender u. Appetit
 erregender Wein.

BYRRH

Jahresumsatz
 6 1/2 Millionen Flaschen

Auf allen Ausstellungen prämiert. (82 Med.)

VIOLET FRÈRES, THUIR (FRANKREICH.)

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

Dejeuners * Dinners * Soupers

Jäglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.



Nach Aegypten

**Südküste Englands
Portugal und Spanien
==== Italien ====
Ceylon und Ostindien**

mit den grossen erstklassigen, mit
allen Bequemlichkeiten versehenen
Dampfern unserer regulären Linien

Spezial-Prospekte

werden auch von sämtlichen Agenten
kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd Bremen.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches Theater

Freitag, den 2./2. 7 Uhr. **Premiere.**
Oedipus und die Sphinx.
 Sonntag, den 4./2. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Oedipus und die Sphinx.
 Sonnabend, den 3. u. Montag, d. 5./2. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Der Kaufmann v. Venedig.

Berliner Theater.

Freitag, den 2. Sonnabend, den 3. und
 Sonntag, den 4. Februar, 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
**Der Widerspenstigen
 Zähmung.**
 Sonntag, Nachm. 2 $\frac{1}{2}$ Uhr
Wilhelm Tell.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: **Dr. Martin Ziekel**, Friedrichstr. 236.
 Freitag, den 2., Sonnabend, den 3., Sonntag,
 den 4., und Montag, den 5./2. 8 Uhr.

Der Weg zur Hölle.

Sonntag, den 4./2. Nachm. 3 Uhr.

Jugend.

Die weiteren Tage siehe Anschlagstafel.

Trianon-Theater.

Heute und folgende Tage, Anfang 8 Uhr.

Loulou.**Neues Theater**

Freitag, den 2., Sonntag, den 4. und Montag
 den 5. Februar, 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Ein Sommernachtstraum.
 Sonnabend, den 3. Februar, 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Salome.

Thalia-Theater

Direction: **Kren u. Schönfeld.**
Bis früh um fünf m. Thielsoher
 l. d. Hptrolle.
 Sonntag, den 4./2. Nachm. 3 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Charleys Tante.**

Theater des Westens.

Freitag, den 2., Sonnabend, den 3., Sonntag,
 den 4. und Montag, den 5./2. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Schützenlied.

(**Fritz Werner** als Gast)
 Sonnab. Nachm. 3 U. kl. Pr. **Der Sohn d. Wildnis.**
 Sonntag Nachm. 3 Uhr $\frac{1}{2}$ Pr. **Die Zauberflöte.**
 Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Kleines Theater.

Freitag, d. 2., Sonnab. d. 3., Sonntag, d. 4./2. 8 U.
Kinder der Sonne.

Montag, den 5./2. 8 Uhr **Hidalla.**

Sonntag, Nachm. 3 U. **Nachtasyl.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Für vermögenden Schriftsteller

bietet sich eine gute Gelegenheit, ein grösseres Kapital in einem bedeutenden literarischen Unternehmen gut verzinsbar anzulegen und am Gewinn im Verhältnis seiner Einlage teilzunehmen. Gefl. Offerten mit Angabe des zur Verfügung stehenden Kapitals werden erbeten sub. R. V. 4059 an **Rudolf Mosse, Berlin, Potsdamerstr. 33.**

1855 gegr.

MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG

Gegr. 1855

für

Speise-, Herren- und Schlafzimmer

E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

KOMISCHE OPER

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 2. Sonntag, den 4. und Montag, den 5. Februar, Abends 8 Uhr.

Hoffmanns Erzählungen.

Sonabend, den 8. Februar.
Abends 8 Uhr. **Der Corregidor.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule

Cabaret**Roland von Berlin**

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Jeden Donnerstag 5 Uhr Tee.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hollaender.

Bender.

Joseph.

Massary.

Giampietro.

Frid Frid.

Steidl, Lilly Walter.

Gebr. Herrfeld-Theater

an Stadtbahnhot Alexanderplatz.

Täglich:

Familienstag**im Hause Prellstein**

Komödie in 3 Akten v. A. u. D. Herrfeld.

Anfang — auch Sonntags — 8 Uhr.

Vorverkauf 11 - 2 Uhr.

Passage-Theater.

Walter Steiner *Acosta*
Kraß-Jongleur.

und 14 erstklassige Nummern. Anfang 8 Uhr.

Luisen-Theater.

Freitag, d. 2/2 **Der Kaufmann v. Venedig.**
Sonntag, d. 3/2, **Der Verschwender.** Sonntag,
d. 4/2 **Ein Sommernachtsstraum.** Montag,
d. 5/2 **Pension Schöllers.** Anfang 8 Uhr.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Internationale Automobil-Ausstellung

Protector:

Sr. Königl. Hoheit Prinz Heinrich von Preussen

3.—18. Februar * Berlin 1906

Landes-Ausstellungs-Gebäude

Für jede Familie! Wer sich einen vorzüglichen Cognac, Rum und dergl. oder feine Likörcremes wie à la Chartreuse, à la Bénédicte, Curaçao, Bergamotte, etc. selbst bereiten will, der kann das auf allereinfachste und billigste Weise und in einer Qualität, die den besten Marken gleichkommt, mit Jul. Schrader's Likör-Patronen. Eine derartige Patrone reicht zu 2½ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte 60—90 Pfg. Broschüre über ca. 90 Sorten mit Gebrauchsvorschrift gratis und franko durch

Jul. Schrader, Feuerbach-Stuttgart 18.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX,
No. 5018 und 5424.

**Beliefert Ihre vorzüglichen Biere in Flaschen
und Siphons für den Familiengebrauch**

30 Fl. Schlossbräu (hell) . . . M. 3,—

30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3,—

30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3,—

— Pfand pro Flasche 10 Pfg. —

Die Biere sind stark eingebraut und ausserordentlich reich an Extraktivstoffen (Nährstoffen, welchen ein mässiger Alkoholgehalt gegenübersteht.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.

Apostata

von
Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend.

2 Bände à Mark 2,—.

Inhalt vom I. Band: Phrasen. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäs und Erlurt. Mahadó. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünftzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck n. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrühte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Ercica. Der ewige Barabas. Sem. Dynamyslik. Der 2. Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Lutentich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschirt.

Zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Detektiv-

Institut v. Fuchs, Berlin, Zossenerstrasse 20
besorgt Auskünfte, Ermittlungen, Incassos, etc. allerorts.
Praxis seit 1887, gr. Erfolge. Prima Referenzen.

Dr. Stadelmann's

Klinik für Nervenkrankte, Dresden-A.,
Hübnerstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme
Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit,
Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse
Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.

Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder

sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach beanlagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.

Kur- u. Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München.

560 m über dem Meere. In herrlicher Lage im Isarthal. Modern und reichhaltig eingerichtet. Aller Comfort der Neuzeit. Centralheizung, electr. Licht etc. Näheres durch ausführl. Gratis-Prospecte.

Dr. Carl Uebeisen, leitender Arzt der Anstalt (2 Aerzte).

•• Literatur und Proben kostenfrei. ••

Gludin

Dr. Klopfer's Weizen-Eiweiß

ist das hervorragendste Kräftigungsmittel für Blutarme, in der Ernährung Zurückgebliebene, **NERVÖSE.** Tägliche Ausgabe ca. 20 Pfennig. In Apotheken und Drogerien.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Diabetes!

Bauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbroda Sachsen. Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes **praktisch bewährtes Heilverfahren.**

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt Rittergut Nimbsch a. Bober
Post Reinswalde, Kr. Sagan im Schlesien
(früher Rittergut Niendorf a. Sch.) Ge-
gründet 1865. Prospekt frei.

Sanitätsrat Dr. Lerche,
Alfred Smith, Rittergutsbesitzer.

Jeder Nervenleidende lese d. Broschüre
„Ein grosser Fortschritt auf d. Gebiete
der Heilung sämtlicher Gemüts- und

Nerven-

leiden*, wie Nervosität, Schwermut,
Schlaflosigkeit, Angstgefühl, Schwindel-
anfälle, nervöse Kopfschmerzen, Ge-
hirnchwäche, Epilepsie. Gegen Ein-
sendg. von 20 Pf. in Briefm. franko zu
bezichen durch Apotheker Bässgen
in Büdingen a. Rh. 60. (Baden).

Schriftsteller!



Bekannter Verlag über. litter.
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten. Accus. günst. Beding.
Off. unt. B. M. 205. an Haasen-
stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke im Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wüand.

Schramm & Echtermeyer

Gegründet 1835. Dresden 4.

ca 500 Sorten Cigarren

Deutsche Fabrikate. Habana-Import.
Helle Farben.

200 Sorten Cigaretten.

Lieferanten vieler Kaffee und Offizier-Casinos.
Preisbücher stehen zu Diensten.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Sobien erschienen:

Deutsche Sozialgesetzgebung.
Geschichtliche Grundlagen und
Krankenversicherungsrecht.

Von

Prof. Dr. Stier-Somlo
in Bonn.

Preis: 7,50 Mk., geb. 8,50 Mk.

Das Wirtschaftsjahr 1904.

Jahresberichte über den
Wirtschafts- und Arbeitsmarkt.
Für Volkswirte und Geschäftsmänner,
Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen.
Von

Richard Calwer.

Erster Teil:

Handel und Wandel in Deutschland.

Preis: 8,50 Mk., geb. 9,50 Mk.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 53. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—13. I. Quartal des XIV. Jahrgangs)

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Preis von Mark 1,50 werden von jeder Buchhandlung
entgegengenommen.

Zur gefl. Beachtung!

Beliegenden Prospekt über Georg Engels neuesten Roman

Hann Klüth der Philosoph

ein Werk, das vor einigen Wochen an einer anderen Stelle unserer Zeitschrift eine so her-
vorragende Würdigung seitens unseres Mitarbeiters Detlev von Liliencron gefunden hat,
empfehlen wir der besonderen Beachtung unserer Leser.

Um alle Welt zu überzeugen,
dass der von uns seit ca. 1 1/2 Jahren in den Handel gebrachte

Fromosa Sprudel

tatsächlich ein ganz vorzügliches
Nervenstärkungsmittel ist,

haben wir uns **50 000** Originalflaschen, welche pro Stück
entschlossen, **2,50 Mk.** kosten, **der schnelleren**
Verbreitung halber mit 1 Mk. pro Flasche gegen Einsendung des
Betrages oder Nachnahme zuzüglich 30 Pf. Portospesen zu versenden.

Da diese Offerte nur ein einmaliges Angebot ist

und nach Versand der fünfzigtausend Flaschen wieder der alte
Originalpreis in Kraft tritt, so nehmen Sie diese günstige Ge-
legenheit wahr, die Wohltat dieses Sprudels kennen zu lernen.
Schreiben Sie sofort an den General-Vertrieb 7, M. Kirschmann,
Charlottenburg I, Wilmersdorferstrasse 142, welcher den Ver-
trieb der 50 000 Flaschen übernommen hat.

Fromosa Gesellschaft

m. b. H.

BERLIN.

„Lesen Sie recht aufmerksam
untenstehenden Abschnitt!“

Fromosa Sprudel ist ein **Nervenstärkungsmittel**, welches nach neuester
wissenschaftlicher Forschung unter Leitung eines
staatlich geprüften Apothekers hergestellt, ärztlich begutachtet und vielfach
anerkannt ist. Bei Nervosität und Kopfschmerz ist die Anwendung besonders
wohltuend und bei regelmäßigem Gebrauch die Wirkung anhaltend. Für
Kinder, Schwache, Rekonvaleszenten, ältere Personen ein überaus unschätz-
bares Mittel, schnell zur vollen Körperkraft zu gelangen. Bei Ermattung,
Körperschwäche, Muskelschwäche muss der Körper vor dem Schlafengehen
eingerieben werden, und nach einem nun folgenden gesunden Schlaf werden
die Nerven und der Körper zur frischen Tat neu gekräftigt sein. Aber auch
gesunden Personen ist der Gebrauch von Fromosa Sprudel sehr dienlich.
Namentlich nach viel geistigen als auch körperlichen Arbeiten, nach Tanzen,
Lauttönen, Jagen und allerlei Sportübungen reibe man den Kopf und Körper
mit Fromosa Sprudel ein. Sehr lehrreich ist die Broschüre von Leon Comis
de Cerise, welche über die Handhabung dieses Mittels zur sachgemässen
Körperpflege genaue Anleitung gibt. Dieses wertvolle Büchlein wird jedem
Besteller **gratis** eingesandt.

Fromosa Ges. m. b. H.

„Dita“, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Georg Engel
Hann Klüth
Der Philosoph



Georg Engel

Detlev von Siliencron

sagt in der „Zukunft“ vom 2. Dezember 1905 über
dieses unbestritten als beste und bewunderns=
werteste Dichtung anerkannte Werk:



ritisieren versteh' ich nicht. Aber es wird mir allerseits erlaubt sein, daß ich mich mit **Klingklanggloria** über dies Buch freuen darf. Und wer Freude hat und empfindet, der möchte sie doch, wenigstens in den meisten Fällen, gern mitteilen.

Man muß diesen Roman, wie alle „fortlaufenden“ Bücher, wenn irgend möglich, in einem Zuge lesen. Das geht nun aber nicht gut, weil er zu dick dazu ist. Aber in zwei Tagen hab' ich ihn, ohne jede Hast, zu Ende gelesen. Und dann bin ich gleich darauf spazieren gegangen und hab' ihn mir durch den Kopf gehen lassen.

Ein pommerisches Fischerdorf. Darin ganz wahr gezeichnete Menschen. Zuerst: **lie sind mit grossem Humor gezeit.** Der köstliche Lügenlotse **Ollufemann**, der taubstumme Riese **Muchow**, **Malljohann**, Fischer **Siebenbrod** und sein Stiefsohn **Hann Klüth** der Philosoph, der „Held“ dieses Romans. **Und wie hat der Dichter in diese Menschen hineingehorcht!** Wie hat er ihre Seelen „auseinandergeschnitten“! **Wie tief ist er eingedrungen in diese ganze Fischergemeinschaft, in dies Stranddorfleben!** Und mit allen diesen Menschen ist immer „die Natur“, oft in grandioser Schilderung, eng verbunden. Welche entzückenden „Episoden“ schenkt er uns! Wahrlich, er eignet zu denen, die sehen, die vor allem mitfühlen können, die ihr Herz in den Herzen von denen klopfen und hämmern hören, die sie „vorführen“ (Verzeihung für dies Wort). Und nicht nebenbei gesagt: **Er ist ein Dichter, der ein gutes, würdiges, klares, flüssiges Deutsch spricht.**

Die, die den Roman lesen werden, werden eine große Herzensfreude erleben und mir danken, daß ich sie auf ihn hingewiesen habe.

Und das Leben dichtet „ohne Ende“. So schließt dieser **treue, liebe, tiefe Roman von Georg Engel.**

Aus folgenden Auszügen ersieht man die Zustimmung der gesamten deutschen Presse zu dem vorstehenden Urtheil eines Berufenen:

Leipziger Neueste Nachrichten vom 14. Dezember 1905:

Herbe Seelast weht durch das Buch, das etwas durchaus Gesundes hat. Niemals hat man das Gefühl, der Dichter konstruierte, recke und strecke seine Gestalten irgendeinem tendenziösen Gedanken zuliebe. Dafür bleibt ein anderes, wohlthuendes Gefühl lebendig: **Der Dichter schildert echte Menschen, wie sie nun einmal sind, mit großen Vorzügen und empfindlichen Mängeln; und diese echten Menschen stehen in einer mit großer Liebe und dichterischer Kraft und manchmal geradezu verblüffender Anschaulichkeit gezeichneten Landschaft.** Es ist zugleich des Dichters Heimat am Ostseestrande (Greifswald und Umgegend), und das erkärt manches. Möge dem vor trefflichen Romane, aus dem man auch ein gutes Stück Lebensphilosophie lernen kann, weite Verbreitung beschieden sein. **L. Schr.**

Neue Freie Presse vom 24. Dezember 1905:

Hann ist wirklich ein Philosoph, der schmerzlich im eigenen Herzen den Dornenweg vom Egoismus zum Altruismus durchmacht, der in seiner Seeleneinseitigkeit den wahren Frieden in der aufopfernden und verzeihenden Güte sucht und findet. So viel Wärme liegt in der Schlichtheit des armen Jungen, daß man einen Freund zu verlieren glaubt, wenn man das Buch zuklappt und der Weg mit ihm zu Ende ist. **Aber Georg Engel weiß nicht nur die Menschen seines Buches plastisch herauszuarbeiten, sie alle bis auf die kleinste Episode, bis auf Figuren, die nur in einigen Zeilen auftauchen, um gleich wieder zu verschwinden, scharf und lebenswahr zu charakterisieren, er ist auch ein ausgezeichneter Schilderer der Natur.** Für Sonne und Meer, für Wind und Nebel, für Sommerlandschaft und Wintersturm findet er mit dichterischer Kraft den bildnerischen Ausdruck. Wie verstehen die Menschen, weil uns der Dichter mit so starkem Griff in die Landschaft verfehlt. Diese Menschen sind nur in dieser Landschaft möglich. Das ist der tiefe Sinn aller Milieukunst. **Und das ist wohl das Beste an dem Buche, daß wir jeden Augenblick die Empfindung haben, die Stimme eines Dichters zu hören.** **N. L.**

Darmstädter Tageblatt vom 5. Januar 1906:

Seit langer Zeit ist in Deutschland kein Roman erschienen, dessen Gestalten von so enormer Lebensechtheit und dessen Ton von einem so herrlichen frischen Humor getragen wird, trotz des tragischen Schicksals der Hauptgestalten, wie es hier der Fall ist. Der Dichter hat seine Charaktere so fein studiert, durchgearbeitet und gezeichnet, daß er gewissermaßen ein psychologisches Meisterstück schuf. Das sind keine Romanhelden, die mit Phrasen um sich werfen und phantastische Taten vollführen, keine Intrigue wird gesponnen und keine Liebesgeschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes entwirrt. Hann Klüsch spricht zu uns als Mensch, den wir uns vor uns zu sehen vermeinen, dessen innerstes Leben, dessen Denken und

Uns so offen vor uns liegen, als hätten wir alle Phasen seines anreglichen Momenten und dramatischen Szenen reichen Daseins miterlebt. Und wie diese Hauptgestalt, so sind auch seine Lina, seine Geschwister und alle, die in sein Leben eingreifen, das ganze weltentlegene Fischerdörfchen Morlake mit einer Lebenswahrheit gezeichnet, die manchmal frappiert. Und nirgends eine Übertreibung, eine Langwierigkeit. **Die Sprache des Erzählers ist so fließend und lebendig, daß das Lesen des Romans zu einem wirklichen Genuß wird** und auch als Schilderer von Land und Leuten bietet er höchst Interessantes. Wir können die Lektüre bestens empfehlen.

Breslauer Zeitung vom 3. Oktober 1905:

Georg Engel versteht geradezu meisterhaft die Kunst, einen Stoff zu gliedern und aufzubauen; unter seiner Hand werden die einfachsten Dinge zu großen Ereignissen, an denen wir innerlichen Anteil nehmen, und das kommt daher, weil diese einfachen Geschehnisse aus dem Innern der Personen heraus durch Naturtrieb hervorzuwachsen, weil er uns mit den Dingen zugleich die Seelen der Handelnden zu enthüllen vermag.

Georg Engel hat in diesem Werk wohl das Beste geschaffen, was ihm bisher an epischen Dichtungen gelungen ist. **Der Leser wird viel Freude an diesem Buche erleben und der Verfasser wohl auch.**

Breslauer Morgenpost vom 7. Oktober 1905:

Die Feinheiten der Charakteristik und die Schönheit der Sprache gewähren einen hohen Genuß, der noch verstärkt wird durch Engels kernigen und liebenswürdigen Humor.

Berliner Lokal-Anzeiger vom 7. Oktober 1905:

In des Dichters Heimat, in Pommern, wurzeln Personen und Vorgänge, und wie Engel hier das Individuelle in den einzelnen Persönlichkeiten plastisch hervortreten, wie er dieses Individuelle aus der Eigenart der Scholle herauswachsen läßt, das ist echte Heimatkunst. Warmes Menschentum weht aus diesem Roman, Menschen, lebhaftige Menschen, mit denen wir fühlen und sinnen, ziehen an uns vorüber, und Gedanken und Gefühle werden in poetischer Weise ausgelöst. **Ein Buch, zu dem man sich hingezogen fühlt und in das man sich mit innigem Behagen vertieft, das ist Georg Engels neuer Roman: „Hann Klüth“.**

Berliner Tageblatt vom 7. Oktober 1905:

Viele hübsche Einzelsüge geben der Geschichte Farbe und Ton; ein kräftiger Humor schlägt zuweilen durch.

Berliner Börsen-Courier vom 10. Oktober 1905:

Georg Engel, der feinsinnige Erzähler und der erfolgreiche Dramatiker, hat soeben einen neuen Roman vollendet: „Hann Klüth, der Philosoph“, den man unbedenklich zu seinen besten Werken zählen darf. In fesselnder und spannender Weise läßt Georg Engel das Leben des Fischers an unseren geistigen Augen vorüberziehen, teilnahmsvoll und interessiert folgen wir seinem Schicksal. Es ist Georg Engel wieder gut geglückt, die uns so fremde Eigenart seiner Heimat nahezubringen.

Wie ein gesunder kräftiger Hauch von der Meeresküste weht es uns aus diesem Buche entgegen, das in lebensvoller, überzeugender Gestaltungskraft und ausgezeichneter Charakterisierungsgabe das Leben schildert, das Hann Klüth, der Philosoph, lebte.

B. Z. am Mittag vom 10. Oktober 1905:

Das ist die Geschichte von Hann Klüth, dem Philosophen. Der hat sie erlebt, da draußen, am Bodden, geschrieben hat sie ein anderer, Georg Engel, in Berlin. Engel kennt Land und Leute, die er schildert, auf das beste und eindringlichste, deshalb nur vermag er so wahre, lebensvolle Menschen zu schildern, deshalb erscheint die prachtvollste Figur des Hann Klüth so vollfüchtig und fertig, deshalb ist der Lügenlosse, der lachende Philosoph, ihm so gut gelungen und die nervöse, von fremden Ideen angefränkelte Lina. Und neben diesen Hauptfiguren führt Georg Engel, oft genug nur in wenigen, scharfen Strichen charakterisiert, eine ganze Anzahl anderer Menschen handelnd ein, die alle, der Wirklichkeit entnommen, Wirklichkeit ausatmen.

Es ist ein philosophischer Roman, den Georg Engel geschrieben, ein nachdenkliches Buch, das, nicht nach den strengen Regeln des Romans geschrieben, dennoch in jeder Stelle fesselt.

Hamburger Fremdenblatt vom 28. Oktober 1905:

Georg Engel beherrscht die große Kunst, mit wenigen Strichen ein rundes Bild zu geben. Seine Figuren sind gesehen, innerlich verarbeitet. Das gibt dem ganzen Roman sein rotbäckiges Leben, sichert ihm auch in den manchmal etwas sprunghaften Episoden unser Interesse und läßt ihn uns aus der Hand legen mit dem Gefühl, in ein Stück Welt gesehen zu haben, wo alles verankert liegt, was unser Dasein bindet: Träume, Wünsche, Enttäuschungen und Erfüllung. Darum ist Engels Buch ein Buch des Lebens, von dem ich aufrichtig wünsche, es fände seinen Weg in viele Hände. In die Herzen dringt es von selbst.

Dresdner Neueste Nachrichten vom 18. November 1905:

Von köstlicher Plastik sind die einzelnen Gestalten, die er zeichnet: Hann, der Ehrenfeste, Brave, der unbengsam das tut, was er als recht erkannt hat, der harrsinnige ältere Bruder Theologe, der leichtfertige jüngere in seinem Strebertum und als Gegenstück Lina, die sich allzumüßig von einer glänzenden Außenseite blenden läßt und erst an Hanns Beispiel dazu gelangt, die Menschen und Dinge auf Kern und Inhalt zu prüfen. Dann Hanns verschüchterte Mutter, die stets unter dem Druck einer stärkeren Männerhand zittert, der Konsul, durch und durch nüchtern, rechnender, mißtrauischer Geschäftsmann, Hanns Braut, die Schulmeisterstochter, mit ihrer rührenden, entschlagungsvollen Liebe, auf die der Bursche unter Linses Bann verzichtet, und schließlich der wundervolle „Lügenlosse“, der immer voller Schnurren und Aufjahnereien steht, und der episodisch auftretende Fuhrmann „Chronos“. Das sind alles Prachtfiguren aus einem Guß, wahr und echt, und der Duft der Scholle geht von ihnen aus, der

frische Seewind umspielt sie mit salziger Brise. Man gewinnt sie lieb und man trennt sich nur ungern von diesem Buche, das wertvoll ist und wert, gelesen zu werden.

Richard Wilde.

Berliner Neueste Nachrichten vom 1. Oktober 1905:

Nur ein paar Züge des Romans sind es, die ich hier skizziere. Was ihn dem Leser lieb macht, liegt weniger in der sichtbaren Handlung als in der heimlichen Entwicklung der Naturen. Kindheitszauber und Jünglingssträume liegen in dem Buche, und doch geht der starke, realistische Zug hindurch, der uns das Land an der See so näherückt. Es sind Seelenschilderungen und Landschaftsschilderungen darin, die den Vergleich mit dem Besten ertragen, und wiederum ein kräftiges Zupacken, ein derber Humor, eine Beherrschung der Eigenart der Küstenmenschen, ihrer Gewohnheiten und Gebräuche, die ein offenes Auge und ein offenes Herz verraten. Ein echt deutscher Stimmungszauber blüht und duftet in dornigen Gärten. Ich freue mich, das Buch in die Hände vieler weitergeben zu können.

Leipziger Tageblatt vom 26. November 1905:

Ich täte Georg Engel einen schlechten Gefallen, wollte ich nach unpraktischer Chronistenart hier den Inhalt seines Buches vorweg geben. Sie selber sollen all die Lebenslinien erforschen, die im Häuschen der Witwe Kläth-Siebenbrod ihren Ausgang finden. Und ich sage ihnen im Voraus, daß sie von der zigennerhaften Wildheit der schwarzen Eining ebenso gefesselt sein werden wie von der directionslosen Flatterhaftigkeit des leichtfertigen Bruno oder von der gutmütigen Brutalität Dietrich Siebenbrods. Aber eine besonders gelungene Gestalt ist dieser Lügenlotse „Oll Kusemann“, der sich mit Zuhilfenahme phantastischer Erfindungskunst und absoluten Schwunders seinen Landsleuten gegenüber den Nimbus des geistig Überlegenen schafft. In dieser Figur zwischen Münchhausen und Don Quichotte steckt wirklich die reichste Potenz eines Erzählers, der auch ein Dichter ist.

Heidelberger Tageblatt vom 29. November 1905:

Ein eigenartiges, gesundes deutsches Buch! Der schwerfällige niedersächsisch-fischersmann als Philosoph. Wem fällt da nicht grenzenlos herrliche Charakteristik dieser grübelnden, träumerischen Menschen ein! Und doch ist Hann Kläth anders als sie. Urwüchsiger noch, bei aller Feinheit seines Gemüts selber. Es ist herr-
erfreuend, die oft schwer erkämpften Antworten, die der moderne Mensch sich auf Menschheits- und Zeitfragen gibt, hier in so schlichtem, fast selbstverständlichem Ton aus dem Munde Hann Klätths zu hören. Die an sich nichts Besonderes bietende Handlung ist dadurch weit über das Alltägliche gehoben und verinnerlicht. Diesem herrlichen Inhalt muß eine eigene Form geschaffen werden: stark und fest, weit und durchsichtig. Das alles ist sie auch. Da wird erst dem forschenden Auge der Reichtum des Inhalts klar, das die scheinbare Disharmonie zu durchdringen sich bemüht. Und diese Mühe sollte keiner scheuen. Sie wird durch inneren Gewinn, den jeder ernste Leser

von dem Buch haben muß, reich belohnt. Und nicht einer von diesen wird dieses künstlerische Denkmal gesunder Volksmoral ohne tiefe Befriedigung weglegen.

Königsberg. Hartungsche Zig. vom 14. Dezember 1905:

Als der Roman der „Saison“ erscheint, „Hann Klüth, der Philosoph“ von Georg Engel, den wir bisher vorwiegend nur als fernigen Dramatiker kennen gelernt haben; aber seine bedeutenden dichterischen Eigenschaften, sein tiefes Eingehen in die Volksseele, aus der er echte Perlen des Gemüts und Charakters schöpft, bleiben ihm auch als Erzähler treu.

Posener Neueste Nachrichten vom 22. Dezember 1905:

Ein wundervolles Buch, eine der immer seltener auftauchenden Perlen der Romanliteratur. Unwillkürlich wird man beim Lesen des Hann Klüth an Frenssens „Jörn Uhl“ erinnert, dessen schlichte Natürlichkeit den Ruhmefolg jenes Buches bedingte. Aber Engel hat dieses Vorbild meines Erachtens in den Schatten gestellt; er hat die ermüdenden Längen, die Jörn Uhl zweifellos birgt, vermieden und in wahrhaft klassischem Aufbau ein herrliches Werk geschaffen. Ins volle Menschenleben griff er mit fühner Hand hinein, um uns an der Geschichte einer einfachen Fischerfamilie zu zeigen, wie interessant es überall ist. Wir denken und fühlen mit dem schwerfälligen Bootsphilosophen Hann Klüth, wir verfolgen gleich diesem mit feierlichster Spannung den schließlich zur Katastrophe führenden Werdegang des eleganten, ehrgeizigen, strebsamen Bruno, der die ganze Familie ins Verderben reißt, wir zittern mit Hann und sein „Einzig“, deren wildes trotziges Blut sie Schiffsbruch leiden läßt und wir freuen uns der Schnurpfeiferen des verschmitzten Lotten Kufemann, der alle Leute am Tarrenseil herumführt. Wie viel Lebensweisheit steckt doch in diesem Buche! „Bescheidenheit, Friede und Tätigkeit, das weiß ich jetzt, mehr soll der Mensch nicht erstreben“, so sagt zum Schluß die in schwerem Leid gefühlte Lina zu Hann; aber er opponiert: „So ne schöne Hoffnung. Das ist das Allerglücklichste und Allerhöchste.“ Mir war es ein Genuß, dieses Buch eines gottbegnadeten Dichters lesen zu können; mögen recht viele darauf aufmerksam werden, seine Lektüre bietet eine reine Freude.

Allgemeine Zeitung, München, vom 5. Januar 1906:

Es war voraussehen, daß Frenssen nicht ohne Gefolgschaft bleiben würde. Aber nicht alle Nachahmer sind Epigonen. Georg Engel, der in zwei einfach, aber tief angelegten Seelenromanen, „Die Last“ und „Die Furcht vor dem Weibe“, seine Begabung für edle epische Velleisplastik bewiesen hat, folgt im „Hann Klüth“ Frenssens Spuren. Auch sein Held ist ein einsamer Träumer, ein schwerblätiger Sinnierer, ein Gedankenstammler, an den das äußere Leben starke Anforderungen stellt, denen er, treuherzig seinem Gewissen und seiner mühsam erworbenen Philosophie folgend, gerecht zu werden sucht. Auch Hann Klüth ist wie Jörn Uhl der typische Vertreter eines norddeutschen Stammes, der typische Bewohner einer bestimmten nördlichen Landschaft. Die Helden beider Romane sind gleichsam aus dem heimatischen Boden erwachsen.

Aber, und das ist das Wesentliche, Hann Klüth ist trotzdem eine Figur von eigenem Leben, die man liebgewinnt und nicht mehr vergißt. Daß die Fabel des Romans, die sich um diese knorrige Persönlichkeit rankt, lebendig und geschickt erfunden ist, das versteht sich bei einem so phantasiereichen Schriftsteller wie Georg Engel von selbst. Dem Meere, der pommerischen Küste, der einsamen Dänenlandschaft, den stillen Fischerdörfern dahinter, um deren liebevolle Schilderung sich Engel seit Jahren bemüht, hat er neue, feinere Reize abzugewinnen gewußt. Und neue liebe Menschen sind ihm aus dieser Vertiefung erwachsen, wie etwa der taube Riese Claus Muchow, dessen Wortschatz nur aus den beiden Wörtern „Eierlaufen“ und „Stämelwicks“ besteht, mit deren Hilfe er der ganzen Skala seiner Empfindungen Ausdruck verleiht. — **Eine prächtige Leistung ist auch die Gestalt des Augenlosen „Oll Kufemann“**, einer Figur, deren erste Skizzen sich bis in Engels früheste Arbeiten verfolgen lassen und die nun im „Hann Klüth“ zu reifer Vollendung erwachsen ist. **Sie wird, dem Reuterischen Onkel Bräsig nicht ungleich, sicherlich auch noch in späteren Werken Engels zu Worte kommen.** U. S.

Wiesbadener Tageblatt vom 5. Januar 1906:

Ein Buch, das der Leser wirklich liebgewinnt. Gesund und ehrlich in seinem frischen, derben Humor, anziehend in seinem vorsonnigen, tiefensuchenden Ernst.

Die Woche, No. 51, Dezember 1905:

Georg Engel gibt in „Hann Klüth, der Philosoph“ ein Stück Menschenleben, das dem Leser an das Herz greift; man geht gern mit allen Menschen in dem Buch die Strecke ihres Lebensweges und freut sich an der großen Kunst des Erzählers, glänzende Schilderungen mit tiefer Jünerlichkeit zu verweben.

Die Gartenlaube, No. 50, Dezember 1905:

Ein gutes und gleichfalls grunddeutsches Buch, das gleich den älteren Arbeiten des Dichters als eine schöne Probe seiner starken Begabung gelten kann.

Bestellzettel.

Von der Buchhandlung

verlange ans dem Verlage „Vita“, Deutsches Verlagshaus, Berlin NW. 52
direkt per Post — per Nachnahme — Betrag folgt mit gleicher Post

Georg Engel, Hann Klüth der Philosoph

Brosch. Mf. 5.—

.....dto. gebd. Mf. 6.50.

Name und Stand:

Ort und Datum:

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9—4 Uhr.

Bei den amerikanischen Gesellschaften Versicherte

werden ersucht, ihre Adressen mir baldigst einzusenden. **Justizrat Eugen Jacobsohn, Rechtsanwalt u. Notar, Berlin W. 8., Jüge. str. 8.**

Cabinet-Comet
Graeger
Secht
Gold & Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

Ausserordentliche Preisermässigung
Poetko's alkoholfreien

Äpfelsaft naturrein, aus ed-
lem frischen Obst,
unbegrenzt halt-
bar, ideales Gesundheitsgetränk für Kinder,
Nervöse, Genesende, verwendet pro
Flasche 30 Pf. exkl. Glas und Kiste,
von 30 Flaschen aufwärts gegen Kasse.

Ferd. Poetko, Guben 18.

Grösste Äpfelweinkellerei Norddeutschlands.

**Der persönliche Einfluss oder die
Gesetze der geistigen Ströme.**

Ein Lehrbuch der Geheimwissenschaften von **Dr. Thomas Mahardt**. Einiges aus dem Inhalt: Die Methoden geistiger Beeinflussung. — Ungeahnte Seelenkräfte. — Die Kraft des Blickes. — Wie gewinnt man Sympathie. — Wie wirkt man in die Ferne. — Gedankenlesen und Gedankenübertragung. — Weltmännische Fähigkeiten. — Wie verschönert man sein Dasein. — Streng gehütete Geheimnisse. — Magnetismus aus der Luft einzuziehen. — Freimaureergeheimnisse. — Furcht zu überwinden. — Heilung gewisser Leiden-schaften. — Die mächtigste Waffe der Welt ist das magnetische Auge. — Wie hypnotisiert man eigentlich. — Hypnose auf den ersten Blick. — Eine Ballonfahrt per Hypnose. — Der Unterschied vom Tode. Höchst belehrende und hoch-interessante Enthüllungen für jeden Gebildeten. — Illustrierte Broschüre völlig gratis. — Postkarte gemitt. —

Welt-Reform-Verlag, Dresden 30 I.

**Macht der
Hypnose!**
Ein Lehrbuch des persönlichen
Magnetismus, Hypnotismus und der Suggestion. Sie können sich selbst hypnotisieren, ohne eine zweite Person. Sie können ihren Einfluss auf andere geltend machen, auch ohne deren Wissen und Willen. Sie können jedermann hypnotisieren, selbst durch das Telefon. Sie können Krankheiten, besonders Kopf- und Zahnschmerzen heilen mittels Suggestion ohne jede Arznei. Sie haben Ihr Lebensglück in Händen. Man wird Ihre Gesellschaft aufsuchen; Sie werden überall Beliebtheit, Freunde, Erfolg und Glück erlangen, wenn Sie das Werk „Macht der Hypnose“ vom berühmten Hypnotiseur Dr. med. Brown studieren. Preis Mk. 1.00. Erfolg garantiert. Illustrierte Prospekte gratis.
Wendel's Verlag, Dresden 1014.

Sanatorium Dr. Passow Meiningen i. Thüringen
für Nervenkrankte u. Entziehungskuren.
Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer:
Nervenarzt Dr. med. A. Passow. Langl. Assist.

Für Gesellschaften, Skat etc.!

**Camphausen-
Tönnchen-Siphon**

5 Liter Inhalt



Füllung Mk. 3.— franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

Genannte Biere auch in 1/2, 1/4, 1/8 Literflaschen.

